

# Soziologie

## Aus dem Inhalt

- Jörg Strübing:  
*Soziologie in kriegerischen Zeiten*
- Thomas Scheffer, Robert Schmidt:  
*Für eine multiparadigmatische Soziologie  
in Zeiten existentieller Probleme*
- Markus Holzinger:  
*Alter Wein in neuen Schläuchen  
oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«?*
- Stellungnahme der DGS zur Bereitstellung  
und Nachnutzung von Forschungsdaten  
in der Soziologie

# SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2019

*Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

*Redaktion:* Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

*Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

*Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/72 04 111

*Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: darius.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

*Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter [www.sozioologie.de](http://www.sozioologie.de)*

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils acht Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport ([sowiport.gesis.org](http://sowiport.gesis.org)).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, [www.campus.de](http://www.campus.de)

*Geschäftsführung:* Marianne Rübelmann

*Programmleitung:* Dr. Judith Wilke-Primavesi

*Anzeigenbetreuung:* [anzeigen@campus.de](mailto:anzeigen@campus.de)

*Abonnementbetreuung:* HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: [journals@hgv-online.de](mailto:journals@hgv-online.de), Tel: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

*Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:*

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2019

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISSN 0340-918X

# Inhalt

Editorial .....	141
-----------------	-----

## Identität und Interdisziplinarität

### **Jörg Strübing**

Soziologie in kriegerischen Zeiten .....	143
--	-----

### **Thomas Scheffer, Robert Schmidt**

Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme .....	153
---	-----

### **Markus Holzinger**

Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«? .....	174
--	-----

## Forschen, Lehren, Lernen

### **David Prinz, Richard Roske**

Wieso braucht es eine Nachwuchsgesellschaft für Politik- und Sozialwissenschaften? .....	185
---	-----

## DGS-Nachrichten

### **Vorstand und Konzil der DGS**

Stellungnahme zur Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten in der Soziologie .....	191
---	-----

Thomas A. Herz-Preis für qualitative Sozialforschung .....	199
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft .....	202
---	-----

Preise der DGS für herausragende Abschlussarbeiten	
<b>Elena Höpfner</b>	
Die Bedeutung der Dinge auf der Flucht .....	205
<b>Tine Haubner</b>	
Das Glück der Starken und die Not der Schwachen .....	213
<b>Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen</b>	
<i>Sektion</i> Frauen- und Geschlechterforschung und	
<i>Sektion</i> Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie .....	223
<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit .....	229
<i>Sektion</i> Wissenssoziologie .....	232
<b>Nachrichten aus der Soziologie</b>	
Ein kurzes Gespräch mit Andreas Reckwitz, Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisträger 2019 .....	236
Neue Kolleg-Forschungsgruppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit« .....	241
Exzellenzcluster »Contestations of the Liberal Script« .....	243
Wolfgang Serbser	
In memoriam Rainer Mackensen .....	245
100 Jahre Soziologie an der Goethe-Universität .....	250
Zwei Ferdinand-Tönnies-Werkausgaben .....	251
Habilitationen .....	252
Tagungen .....	253
Die Zukunft der Arbeit • Gewissheit • Causal Mechanisms in the Analysis of Social Policy Dynamics	
Autorinnen und Autoren .....	259
Abstracts .....	261

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

im Januar dieses Jahres ist Erik Olin Wright verstorben. Sein Sterben hat der einflussreiche Soziologe in einem eigenen Blog begleitet. Im Tonfall einer stets heiteren Sachlichkeit kommentiert er den Alltag im Krankenhaus, die Herausforderungen der Therapie, die Begegnungen mit Freunden, Freundinnen und Familienangehörigen und immer wieder auch die eigene soziologische Arbeit. Wright, dessen Werke zur Erweiterung des marxistischen Klassenkonzepts, zu sozialen Bewegungen und »realen Utopien« nicht nur in den USA breit rezipiert wurden, richtet den Blick weg von Fragen der methodischen oder theoretischen Ausrichtung hin zu den sozialen Wirkungen soziologischer Praxis. Gerade die Grenzstellung der Soziologie zwischen »harter« erklärender Wissenschaft und künstlerischer Kreativität verschafft ihm, so scheint es, die nötige gedankliche Bewegungsfreiheit um soziologisch informierte und kontrollierte Möglichkeitsräume auszuloten.

»So, scientists make discoveries; artists, at their best, create new worlds. What about sociologists? I'll open a can of worms: I think what is wonderful about sociology is the messy way it does both. We make discoveries about the world, reveal how it »really works« as best we can. But we also invent new ways of thinking about the world that shape the way people make meaning in their lives and act in their social world. [...] In sociology there is thus a dance between a science of how things work and sociology of the creative possibility: possibility disciplined by a demand for specification of mechanisms.«<sup>1</sup>

Manche würden diese Selbstbeschreibung Wrights vermutlich aus verschiedenen Gründen ablehnen: als zu einseitig politisiert, zu normativ, zu unwissenschaftlich oder auch zu stark verengt auf die klare Benennung von »Mechanismen«. Die Liste der Einwände ließe sich fortsetzen, und sie sind es zwei-

---

1 Eintrag am 11. September 2018 auf Erik Olin Wrights CaringBridge Site, [www.caringbridge.org/visit/erikolinwright/journal/index/0/0/asc](http://www.caringbridge.org/visit/erikolinwright/journal/index/0/0/asc), letzter Aufruf 16. Februar 2019.

felsohne Wert, diskutiert zu werden. Dass aber jenseits interner Auseinandersetzungen um Paradigmen, Methoden oder Theorie/Empirie Verhältnisse auch ein Blick auf die eigene Praxis des Soziologisierens, die sozialen Wirkungen der Wissensproduktion und ihre Einbettung nicht nur in disziplinäre sondern auch interdisziplinäre, institutionelle, politische und vielfältige andere Kontexte lohnen könnte, wäre als mögliche Akzentverschiebung vielleicht ein Ausweg aus einigen festgefahrenen aktuellen Debatten. Thomas Scheffer und Robert Schmidt zumindest formulieren einen solchen Vorschlag in ihrem Beitrag in diesem Heft, in dem sie die Diskussion um das Selbstverständnis der Soziologie als plurale Disziplin aus den vergangenen Heften aufgreifen und fortsetzen.

Herzlich, Ihre  
Sina Farzin

## Soziologie in kriegerischen Zeiten

Woher kommt und wohin führt die Entwertung  
qualitativer Sozialforschung und theoretischer Pluralität?  
Eine Spurensuche als Kommentar

*Jörg Strübing*

Nina Baur und Hubert Knoblauch beklagen in ihrem Beitrag in der SOZIOLOGIE, dass »in dem schon lange schwelenden Streit zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung [...] die beiden ›Lager‹ die Differenzen zwischen den vermeintlich so unterschiedlichen Methodologien deutlich überziehen« (Baur, Knoblauch 2018: 439) und dass »in diesem öffentlich inszenierten Methodenstreit von beiden Seiten methodologische, theoretische und wissenschaftsphilosophische Entwicklungen (mindestens) der letzten hundert Jahre vereinfacht oder übergangen werden« (ebd.: 440). Nicht nur weil Baur und Knoblauch meinen kritischen Beitrag zur sogenannten »Krise der Replikation« (Strübing 2018) als exemplarisch für einen der beiden Pole<sup>1</sup> dieser Debatte heranziehen, erlaube ich mir hier ein paar kritische Bemerkungen zu ihren Thesen, vor allem aber zu den historischen Wurzeln der aktuellen Debatte um die Soziologie.

Dem sei vorausgeschickt, dass durchaus Zweifel daran angebracht sind, ob die von Baur und Knoblauch getroffene Textauswahl angemessen ist, um ihren Fall darzustellen. Denn wie zuvor schon Auspurg und Brüderl und dann auch deren Institutskollege Nassehi (2018) haben auch Baur und Knoblauch das Anliegen meines Textes grob missverstanden und sich allein auf eine Nebenbemerkung zum Verhältnis von Replikation und qualitativ-interpretativer Forschung bezogen. Tatsächlich schlug mein Beitrag keineswegs vor, zukünftig auf Replikationen zu verzichten, sondern einen Schritt zurückzutreten und zu bedenken, ob die vielfach beklagte Replikationskrise

---

1 Für den anderen Pol beziehen sie sich auf einen Leserbrief, den Katrin Auspurg und Josef Brüderl (2018) zu diesem Text publiziert haben.



(vor allem in der medizinischen und psychologischen Forschung) vielleicht am besten als ein Symptom für problematische Veränderungen in unserem gesamten Wissenschaftssystem zu verstehen ist. Und schon gar nicht behauptete der Beitrag, dass »Replikationen an sich »schlecht« (Auspurg, Brüderl 2018: 332) oder Ausdruck eines neo-liberalen Ökonomisierungsregimes seien (Nassehi 2018: 295), noch dass qualitative Sozialforschung einheitlich als »postmodern« zu verstehen sei (Baur, Knoblauch 2018: 441). Die Art und Weise, wie die genannten Autoren das Kind punktueller idealtypischer Zusätzungen mit dem Bade allgemeiner methodologisch-theoretischer Positionen ausschütten, erscheint mitunter ein wenig besorgniserregend – gerade im Hinblick auf die viel gerühmte hermeneutische Kompetenz empirisch arbeitender Soziolog\*innen.

Bipolare Darstellungen komplexer Sachverhalte sind fast notwendig defizitär, aber sie enthalten eben oft auch ein Körnchen Wahrheit. Es ist selbstverständlich richtig, dass eine lagermäßige Unterscheidung von: hier qualitative, interpretative oder rekonstruktive Forschung und dort quantitative bzw. standardisierte Forschung einer differenzierten, methodologisch und wissenschaftstheoretisch fundierten Argumentation nicht standhalten kann. Sie wird dafür aber auch typischerweise gar nicht in Anschlag gebracht. Die dichotome Kategorisierung dient historisch vielmehr als Ausdruck für eine grobe Unterscheidung von Forschungspraktiken, die sich über die Zeit in unterschiedliche Richtungen bewegt und dabei zunehmend eigene methodologische Begründungs- und Legitimationsmuster entwickelt haben. Und bei aller Binnendifferenzierung einerseits quantifizierender, standardisierender und modellbildender sowie andererseits qualitativer, interpretativer und rekonstruktiver Ansätze gibt es zwischen ihnen jeweils eine Familienähnlichkeit im Wittgensteinschen Sinne. So sprechen Hollstein und Ullrich für die qualitativen Verfahren von einem gemeinsamen »konstitutiven Kern« (Hollstein, Ullrich 2003), den diese Ansätze miteinander teilen und der sie zugleich von der methodologischen Perspektive standardisiert vorgehender, mit vorwiegend quantitativen Daten operierender Forschung unterscheidet. Insofern ist Quali/Quanti als orientierende Leitdifferenz zu verstehen, der durchaus ein – wenn auch begrenzter – heuristischer Wert zukommt. Für eine gründliche methodologische Diskussion der Entwicklung in der empirischen Sozialforschung wird man allerdings einfache Dualismen vermeiden und differenzierter und auf verschiedenen Ebenen nach Gemeinsamkeiten, Unterschieden, ggf. Alleinstellungsmerkmalen suchen müssen (dazu gibt es

allerdings bereits umfangreiche Literatur und zahlreiche wissenschaftliche Debatten).<sup>2</sup>

So orientierend nun der Quali/Quanti-Dualismus für professionspolitische Debatten sein kann, so falsch wäre es, den aktuellen Konflikt als darauf beschränkt zu verstehen. Denn hier zeigt sich eine mit hegemonialem Anspruch auftretende kritische Distanzierung einer bestimmten Linie standardisierter Sozialforschung vom großen Rest der Soziologie »in Tateinheit« mit einer Engführung der sozialtheoretischen Rahmung dieser Forschung. Sie gerät so in Konflikt mit der für die Soziologie – gegenstandsmotiviert und historisch nachweisbar – konstitutiven Multiparadigmatik theoretischer *und* methodischer Zugänge. Dazu ist in den letzten Monaten bereits viel geschrieben worden (unter anderem Pries 2018; Scheffer, Schmidt in diesem Heft; Hirschauer 2018), hier aber geht es um etwas Anderes.

Denn die Emotionen der gegenwärtigen Debatte lassen sich kaum dadurch erklären, dass komplizierte methodologische Detailfragen erörtert würden. Vielmehr scheint die Emotionalität unter anderem darin begründet zu sein, dass in dieser Debatte ein systematisches Entwertungsnarrativ gegenüber qualitativen Methoden sowie interaktionistischen und konstruktivistischen Theorieperspektiven zur Aufführung gebracht wird. Es macht einen großen Unterschied, ob informiert anlassbezogene wissenschaftliche Debatten geführt werden, in denen die wissenschaftlichen Kontrahent\*innen einander wechselseitig als respektierte und kompetente Fachwissenschaftler\*innen adressieren oder ob pauschalisierend einseitig einem konstruierten Gegenüber Kompetenz und Sprechfähigkeit für das Fach bestritten werden.

Ein solches Entwertungsnarrativ gegenüber bestimmten Theorien, insbesondere aber gegenüber den mit ihnen verbundenen qualitativ-interpretativen Methoden begleitet die meisten Forscher\*innen meiner Generation in einem gewissen konjunkturellen auf und ab bereits ihr ganzes wissenschaftliches Leben. Es stellt sich also die Frage: War das tatsächlich schon immer so? Und vor allem ist zu fragen, woher dieses Narrativ stammt und was es ursprünglich motiviert hat.

---

<sup>2</sup> Zuletzt zum Beispiel über die Frage des methodologischen Verhältnisses von »qualitativer« zu »interpretativer« Forschung (Flick 2016; Hitzler 2016; Mey 2016; Strübing 2017).

## Geschichte eines Narrativs

Ein Blick in die Debattengeschichte der Soziologie ist daher lehrreich, um den Unterschied zwischen Debatten zu verstehen, die auf einer Anerkennung der Dignität der Argumente und Personen basierten, und jenen, in denen die Sachdebatte unter der Verweigerung dieser Anerkennung leidet. Für wissenschaftliche Debatten ist es nicht unüblich, dass sie mitunter auch polemische Zuspitzungen erfahren. So war es auch, um nur ein Beispiel zu nennen, beim philosophisch und sozialtheoretisch auf hohem Niveau geführten Positivismus-Streit in der Soziologie (Adorno, Dahrendorf, Habermas 1972). Das berührte aber nicht die reziproke Anerkennung der Dignität der Argumente und Personen. Ein anderes, historisch noch weiter zurückliegendes Beispiel für wissenschaftliche Diskurskultur in Methodendebatten ist die Auseinandersetzung der sich erst etablierenden amerikanischen Soziologie mit der damals bahnbrechenden Studie »The Polish Peasant in Europe and America« (Thomas, Znaniecki 1927). Die dort verwendeten subjektiven Daten und die daran entwickelten biographischen Methoden samt der theoretischen Rahmung der Studie lösten intensive Fachdebatten aus. Der *Social Sciences Research Council* veranstaltete eigens eine Tagung zur kritischen Diskussion der Methoden und Befunde dieser Studie (Blumer 1939). Florian Znaniecki verarbeitete seine im Rahmen der Studie verfasste »Methodological Note« und die geäußerten Kritiken zu einer Weiterentwicklung seines Ansatzes, aber auch zu einer kritischen Distanzierung von der erst im Entstehen begriffenen standardisierten Sozialforschung und ihrem statistischen Verfahren (Znaniecki 1934). War diese Debatte abgesehen von rhetorischen Spitzen frei von negativen Affekten gegenüber anderen methodologischen Richtungen, so sollte sich dies wenige Jahre später dramatisch ändern.

Wie Anne Rawls in einer aktuellen Studie zeigen konnte, entstand in der amerikanischen Soziologie Mitte des letzten Jahrhunderts ein die qualitative Forschung stigmatisierendes Narrativ, das für eine sofortige Beschränkung soziologischer Forschung auf standardisiert-quantitative Sozialforschung als allein aner kennenswerte Vorgehensweise plädierte (Rawls 2018). Rawls hat ausgehend von acht *presidential adresses* der *American Sociological Association* (ASA) aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs (in ihrer Rechnung: von 1940 bis 1947) zeigen können, wie sich vor dem Hintergrund der existentiell-moralischen Aufladung durch die Kriegssituation in der amerikanischen Soziologie binnen kurzem ein neues Narrativ entfalten konnte. In diesem Narrativ wurde das zuvor von Koexistenz und wissenschaftlichem Wettstreit geprägte

Verhältnis von früher standardisierter Forschung und Statistik einerseits sowie qualitativer Sozialforschung andererseits in ein hegemoniales Verhältnis verkehrt, in dem mit moralischen Imperativen (in diesen schweren Zeiten) gefordert wurde, die Soziologie müsse nun als einheitliche Wissenschaft agieren, sich auf die wichtigen Themen konzentrieren und dürfe sich ausschließlich wissenschaftlicher Methoden bedienen – als die keine anderen als statistische betrachtet wurden. Qualitative Forschung wurde samt ihren Themensetzungen, aber auch samt ihren Theoriebezügen als trivial und als bedrohlich für die in den Augen ihrer Kritiker\*innen angeschlagene Reputation des Faches gesehen, ihre Vertreter\*innen mitunter gar als Verräter (»traitor«) an der nationalen Sache herabgewürdigt. Rawls zeigt, wie rapide sich dieses neue Narrativ entfalten konnte und wie es fast ansatzlos die bis dahin etablierte diskursive und (weitgehend) offene Fachkultur der Zwischenkriegsjahre hinwegfegen konnte.

Der Ausgangspunkt für die Entstehung eines derart veränderten Narrativs war Rawls zufolge die wachsende Befürchtung innerhalb der amerikanischen Soziologie, dass der Status des Faches als Wissenschaft beschädigt sei und man bei der Verteilung von Forschungsgeldern anderen Fächern gegenüber Nachteile erleiden würde (Rawls 2018: 531). Die Ansprachen der ASA-Präsidenten wiesen qualitativen Methoden und der Werteforschung (*value research*) die Schuld an einem angeblich schwindenden Respekt vor dem Fach zu, während Standardisierung von Theorien und Methoden als alternativloser Ausweg gepriesen wurden (ebd.: 532).<sup>3</sup> Der Weltkrieg dient in der Argumentation als akuter Anlass für die Notwendigkeit, sich in der soziologischen Forschung auf das Notwendige zu konzentrieren. Dabei wurde dieser Anlass emotional überhöht, wie sich (nicht nur) an der Rede von Robert MacIver zeigen lässt. Er äußerte in seiner *presidential address* von 1940 in pathetischem Ton: »Our scholarship, our learning, our research, how do they look against the background of a time when small and great states crumble, when across the sea the skies are filled with death?« (zitiert nach Rawls 2018: 533). Doch Gefühle werden nicht nur mobilisiert, um die Konzentration auf das vorgeblich Wesentliche zu betonen, sie werden auch für die gezielte Abwertung qualitativer Methoden und der *social values*-Forschung instrumentalisiert. So schreibt Dwight Sanderson in seiner Rede von 1943:

---

3 Begriffe wie *social values* stehen in der damaligen Argumentation nicht etwa für Einstellungsforschung, sondern für soziologische Grundlagenforschung darüber, wie Sozialität, menschliches Zusammenleben und eben auch die Etablierung gemeinsam geteilter Werte prozessiert.

»[T]hese days of world tragedy [are] no time for sociologists to sit in their ivory towers« (zitiert nach Rawls 2018: 535) und Lundberg spricht 1944 gar von »Jews«, »charlatans«, und »soothsayers« (ebd.), deren metaphysisches Wissenschaftsverständnis die Soziologie daran hindere, zu der modernen und rationalen Wissenschaft zu werden, die die Welt für die Etablierung eines funktionierenden, dauerhaften Friedens dringend brauche.

In den Folgejahren verlor zwar der Anlass der emotionalen und moralischen Aufladung, der Weltkrieg, seine unmittelbar prägende Wirkung auf das Fach, doch es blieb die negative Konnotation qualitativer Sozialforschung und eine lange Phase der Dominanz standardisierter Methoden und strukturfunktionalistischer Theorien (der *conservative consent*), die erst ab Mitte der 1960er Jahre aufzubrechen begann. Um dieser ideologischen Marginalisierung zu entkommen, haben bedeutende Theorierichtungen in der Folge die ASA verlassen und sich in eigenen Fachgesellschaften organisiert.<sup>4</sup> Die Relevanz der Befunde von Rawls ist auch deshalb nicht zu unterschätzen, weil, wie sie schreibt, in der Kriegszeit weltweit außer in den USA kaum noch Soziologie betrieben wurde und wegen Faschismus und Krieg viele europäische Soziologinnen und Soziologen an amerikanischen Universitäten Zuflucht gesucht hatten. Die spätere Rückkehr einiger dieser Soziolog\*innen in ihre Herkunftsländer setzte, so Rawls, auch dort den Ton für manch innersoziologische Debatte.

Hier zeigt sich im Übrigen, dass – anders als von Baur und Knoblauch (2018: 440) dargestellt – die Debatte über unterschiedliche Paradigmen zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung international durchaus nicht erst in den 1980er Jahren anhub. Sie reicht vielmehr über 40 Jahre weiter zurück, und vor allen Dingen weist sie seit jener Zeit eine einseitig abwertende Tonalität in Richtung qualitativer Sozialforschung auf, die auch in der organisatorischen Struktur unseres Faches nicht ohne Folgen geblieben ist. Das zeigt sich nicht nur an einem ausgeprägten Missverhältnis bei der Besetzung von Methodenprofessuren im Fach (Hirschauer, Völkle 2017), sondern auch bei der an manchen Studienorten erschreckenden Theorieinfalt.

---

4 Rawls erwähnt die *Society for the Study of Symbolic Interaction* und die *Society for the Study of Social Problems* (Rawls 2018: 544, Fn 11) – anders als im aktuellen Fall waren es damals die theoretisch und methodisch qualitativ-interpretativ orientierten Denkschulen, die sich neben der ASA neu institutionalisierten.

## Aktuelle Parallelen

Wenn man den Gründungsaufwurf der Akademie für Soziologie betrachtet (Akademie für Soziologie in Gründung 2017), dann zeigen sich bemerkenswerte Parallelen zur amerikanischen Soziologie der frühen 1940er Jahren. In einer Reihe von Statements der Akademiegründer\*innen hallt dieses Narrativ nach. Der Gründungsaufwurf beginnt mit einer zugespitzten Lagebeschreibung der deutschen Gesellschaft und der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen am Beginn des 21. Jahrhunderts und betont dabei besonders die akut drängenden und Besorgnis erregenden Phänomene von Flucht und Migration, der Veränderung mediatisierter Öffentlichkeiten und des Wiedererstarkens populistischer, nationalistischer und rechtsradikaler Bewegungen. Gleichzeitig wird das emphatische Bild einer Soziologie gezeichnet, die im Konzert mit ausgewählten anderen Fachwissenschaften und gesellschaftlichen Agenturen, gestützt auf gesicherte empirische Daten der Politik das erforderliche Wissen für die Bewältigung der kritischen Lage zu liefern beansprucht. Im Gründungsaufwurf heißt es unter anderem:

»Die Mitglieder der Akademie für Soziologie wollen in diesem Sinne dazu beitragen, ein genaueres und verlässlicheres Verständnis der Prozesse sozialen Wandels zu erlangen und theoretisch präzisiertes und überprüftes Erfahrungswissen zu gesellschaftlichen Vorgängen zu gewinnen. In einer Zeit, in der populistische Bewegungen und Vorstellungen einer nur »konstruierten« Wirklichkeit und »alternativer Fakten« an Boden gewinnen, ist es umso notwendiger, in der Tradition der wissenschaftlichen Aufklärung nach faktenbasierten, prüfbareren und dann auch praktisch verwertbaren Erkenntnissen zu streben.« (Akademie für Soziologie in Gründung 2017)

Als negativer Gegenhorizont dazu wird das Bild einer (vorgeblich in der DGS beheimateten) »traditionellen Soziologie« (Hinz 2017) entworfen, »in der [...] Buntheit soziologischer Ansätze als Stärke gefeiert« wird, was »aus der Perspektive einer Wissenschaft, die zu einem kumulativen Wissenschaftsfortschritt beitragen soll, ein verhängnisvoller Irrtum« sei (Hinz 2018). Ähnlich wie in den 1940er Jahren richtet sich das Bedrohungsnarrativ gegen den Pluralismus, der als wissenschaftliche und – in Anbetracht der Lage – als gesellschaftliche Gefahr gebrandmarkt wird. Um eines gleich klarzustellen: Es spricht da nicht *die* quantitative Sozialforschung, sondern ein bestimmtes, methodisch und theoretisch besonders festgelegtes Segment, das um den Begriff der analytischen Soziologie kreist. Die Sprecher\*innen dieses Segments, also die Initiator\*innen der Akademie, sprechen allerdings

pauschal abwertend über *die* traditionelle Soziologie und werfen ihr theoretische Beliebigkeit vor sowie mangelndes Interesse an systematischem, wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn unter Verwendung empirischer Forschungsmethoden.

Ganz ähnlich wie in der von Rawls analysierten Szene der amerikanischen Soziologie im zweiten Weltkrieg wird auch aus dem Akademie-Kontext heraus ein Gegenüber konstruiert, dem negative Eigenschaften attribuiert werden, ohne dass dies je substantiiert wird. Zusätzlich kommt es zu polemischen Überspitzungen mit weitreichenden Folgen für die Debatte: Die (in der DGS gepflegte) Pluralität theoretischer und methodischer Perspektiven ist ebenso wenig »Buntheit«, wie der Ruf nach einer offenen Gesellschaft »Multikulti« ist. Es ist eine Zuspitzung in diskreditierender Absicht. Auch die pauschale Zuschreibung einer konstruktivistischen Theorieorientierung, mit der man angeblich »auch heute noch behaupten (könnte), dass sich die Sonne um die Erde dreht« (Auspurg, Brüderl 2018: 332), bedient in absichtsvoll herabwürdigender Weise und in weitgehender Unkenntnis des Standes konstruktivistischer Theoriedebatten dieses Musters.

Diskussionen so zu führen, ist nicht nur fruchtlos, es zerstört vor allem den akademischen Grundkonsens rationaler Argumentation, auf dem weiterführende Debatten überhaupt erst stattfinden können. Insofern scheint der verdienstvolle Versuch von Baur und Knoblauch, die Debatte auf einen epistemologischen, wissenschaftstheoretischen oder methodologischen Kern zurückzuführen, leider wenig aussichtsreich: Wer argumentiert wie führende Vertreter\*innen der Akademie, hat offenkundig nicht die Absicht, in eine differenzierte fachinhaltliche Diskussion einzutreten, sondern hält die Sache längst für im Sinne der eigenen Position entschieden.

Die Geschichte der Entwertung qualitativer, interpretativer Verfahren, aber auch einer Vielfalt theoretischer Positionen (nicht nur des sozialwissenschaftlichen Konstruktivismus) und ihrer Vertreter\*innen ist auch in Deutschland lang. Es geht aber weniger darum, dies zu beklagen, als vielmehr darum, die Tonalität dieser Beiträge als ein Indiz dafür zu erkennen, dass es aktuell tatsächlich gar nicht mehr um eine wissenschaftliche, sondern um eine machtpolitische Dimension geht, die sich mit methodologischen Behauptungen nur verkleidet. Zu erkennen ist dies gut an den Aktivitäten, die den zitierten Äußerungen folgten, etwa die (erfolgreiche) Beantragung des Status einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft durch die Akademie bei der DFG. Die Diskreditierung des größeren Teils der deutschen Soziologie

steht im Dienste der Durchsetzung von Partialinteressen einer nicht unwichtigen, aber überschaubaren Gruppe von Kolleg\*innen, die ihre sehr begrenzte theoretische und methodologische Position nicht nur der kollegialen Fachkritik in den Foren der DGS entziehen will, sondern obendrein ihren Einflussbereich nicht durch endogenes Wachstum, sondern durch Verdrängung zu vergrößern sucht.

Anders als in der amerikanischen Soziologie der 1940er Jahre findet der aktuelle Affront im vollen Scheinwerferlicht der wissenschaftspolitischen Öffentlichkeit statt und droht deshalb auch viel nachhaltigeren Schaden für unser Fach anzurichten – und das in Zeiten, in denen es in der Tat wichtige gesellschaftsanalytische Aufgaben zu bewältigen gilt, für die letztlich vor allem die Soziologie mit der vollen Breite ihrer theoretischen und methodischen Kapazität in Betracht kommt.

## Literatur

- Adorno, T.W., Dahrendorf, R., Habermas, J. (Hg.) 1972: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- Akademie für Soziologie in Gründung 2017: Entwurf für ein Gründungsdokument. Stand 20. Mai 2017, o.O.
- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Unerlässlich! *Forschung & Lehre*, 25. Jg., Heft 4, 332.
- Baur, N., Knoblauch, H. 2018: Die Interpretativität des Quantitativen – oder: Zur Konvergenz von qualitativer und quantitativer Sozialforschung. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 439–461.
- Blumer, H. 1939: *An Appraisal of Thomas and Znaniecki's »The Polish Peasant in Europe and America«*. New York: Social Sciences Research Council.
- Flick, U. 2016: Von den Irritationen in die Peripherie? Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel »Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung«. *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 17. Jg., Heft 1/2, 199–203.
- Hinz, T. 2017: Bundesweite Neugründung: »Akademie für Soziologie«. Prof. Dr. Thomas Hinz ist Gründungsvorsitzender der der neuen Plattform für empirisch-analytische Soziologie. Universität Konstanz, Pressemitteilung Nr. 82 vom 4. September 2017.
- Hinz, T. 2018: »Die Akademie wird sich an ihren eigenen Zielen messen lassen«. Interview mit dem Vorsitzenden der Akademie für Soziologie. *Soziologie-Magazin*. <https://soziologieblog.hypotheses.org/11144>, letzter Aufruf 30. Januar 2019.
- Hirschauer, S. 2018: Der Quexit. Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 7. Jg., Heft 1, 153–167.



- Hirschauer, S., Völkle, L. 2017: Denn sie wissen nicht, was sie lehren. SOZIOLOGIE, 46. Jg., Heft 4, 417–428.
- Hitzler, R. 2016: Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. Zeitschrift für qualitative Forschung, 17. Jg., Heft 1/2, 171–184.
- Hollstein, B., Ullrich, C.G. 2003: Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung. SOZIOLOGIE, 32. Jg., Heft 4, 29–43.
- Mey, G. 2016: Qualitative Forschung: Zu einem Über(be)griff und seinen (Ver-)Wendungen. Zeitschrift für qualitative Forschung, 17. Jg., Heft 1/2, 185–197.
- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen Elefanten und Dritte. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Pries, L. 2018: Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 4, 477–481.
- Rawls, A.W. 2018: The Wartime Narrative in US sociology, 1940–1947: Stigmatizing Qualitative Sociology in the Name of ›Science‹. European Journal of Social Theory, 21. Jg., Heft 4, 526–546.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2019: Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme. SOZIOLOGIE, 48. Jg., Heft 2, 153–173.
- Strübing, J. 2017: Theoretischer Konservatismus und hegemonialer Gestus. Über ungute professionspolitische Spaltungen. Kommentar zu Ronald Hitzlers »Zentrale Merkmale und periphere Irritationen ...«. Zeitschrift für Qualitative Forschung, 18. Jg., Heft 1, 91–99.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? Die Forderung nach Replizierbarkeit. Forschung & Lehre, 25. Jg., Heft 2, 102–105.
- Thomas, W.I., Znaniecki, F. 1927: The Polish Peasant in Europe and America. New York: Alfred A. Knopf.
- Znaniecki, F. 1934: The Method of Sociology. New York: Farrar & Rinehart.

# Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme

*Thomas Scheffer, Robert Schmidt*

In den gegenwärtigen Auseinandersetzungen innerhalb der Soziologie kulminiert nicht in erster Linie ein »Lagerstreit« (Baur, Knoblauch 2018) zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Die Konflikte betreffen vielmehr die multiparadigmatische Verfasstheit des Faches. Sie geben daher Anlass zu einem ganzen Komplex von Fragen nach den sozialen Bedingungen einer multiparadigmatischen Soziologie: Wann ist eine multiparadigmatische Soziologie geboten? Aber auch: Wann ist diese erschwert? Und wogegen muss eine multiparadigmatische Soziologie errungen werden? Inwiefern erfordern also gegenwärtige gesellschaftliche Umstände eine breit aufgestellte, streitbare, dezentrierte Soziologie? Wie also werden wir den zeitgenössischen Problemen soziologisch gerecht?<sup>1</sup>

Dieser Fragenkomplex verweist auf Forschungslücken, die eigentlich erst auf der Grundlage einer empirischen Soziologie des Soziologisierens sowie einer Soziologie soziologischer Kapazitäten angesichts drängender Probleme geschlossen werden könnten. Letztere fragt nicht zuerst nach Identitäten (wer sind wir?), sondern wozu wir angesichts der zeitgenössischen Probleme (noch) in der Lage sind. Kapazitäten sind voraussetzungsvoll und bedingt. Sie erwachsen an spezifischen Bezugsproblemen. Die Frage nach den Kapazitäten eröffnet ein Forschungsprogramm zur gegenstands- und problemadäquaten Ausstattung und Ausrichtung des Faches als einer komplexen Forschungsapparatur. Sie versteht die Soziologie als ein gesellschaftliches

---

<sup>1</sup> Wir teilen die von Nicole Burzan in der aktuellen Diskussion getroffene Einschätzung, dass »eine gegenstandsunabhängige Betrachtung allein die Frage nach der Multiparadigmantik kaum zu erhellen vermag« (2019: 29). Im Folgenden argumentieren wir, dass darüber hinaus aber vor allem die drängenden existentiellen Probleme eine multiparadigmatische Anlage soziologischer Analysen unverzichtbar machen.

Vermögen und rückt dessen Mobilisierbarkeit angesichts drängender Problemlagen in den Mittelpunkt. Wir stellen im Folgenden diesbezüglich erste, notwendig vorläufige Antworten zur Diskussion. Sinn und Zweck unseres Beitrages liegen in der Weitung der aktuell verengten Debatte um Wahrheitsanspruch, Werturteilsfreiheit und Wissenschaftlichkeit der Soziologie und ihrer Ansätze.

Interessant ist dabei, dass eine solche Debatte vor ca. 50 Jahren in der deutschen Soziologie schon einmal in ähnlicher Weise geführt wurde. Damals trieb eine Reihe drängender Probleme die Menschen in Form der Studentenproteste und Arbeitskämpfe sowie der Frauen- und der Antikriegsbewegung auf die Straße: Die wachsende soziale Ungleichheit, der weiterbestehende Einfluss der alten NS-Eliten sowie der Vietnamkrieg waren beherrschende und drängende Probleme, die die öffentliche Meinung spalteten. Heute scheinen die Problemkarrieren wieder einen ähnlichen gesellschaftlichen Status zu erreichen. Wieder sind es drängende Probleme, die von der Normalpolitik nicht aufgegriffen werden. Wieder erscheinen die gesellschaftlich zu mobilisierenden Apparate eher als Teil des Problems, denn als Teil der Lösung. Wieder münden die Realitätsprüfungen durch die Probleme in ein grassierendes Systemmisstrauen, das auch die Soziologie umfasst, die sich als taub erweist gegenüber den Anrufungen existentieller Problemkomplexe. Diese sind existentiell, insofern sie die Reproduktion des Kollektivs infrage stellen, inklusive seiner angelegten Kapazitäten der Problembearbeitung.

Um die Herausforderungen der Soziologie durch die heutige Vielfach-Krise zu umreißen, skizzieren wir zunächst, was wir als die grundlegenden, paradigmatischen Orientierungen im Fach verstehen, auf die diese Krise trifft. Diese Orientierungen beziehen wir dann auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, die in den teils hergebrachten, teils sich neu stellenden kollektiv-existentiellen Problemen ihre Zuspitzung erfahren. Ausgehend von diesen Realitätsprüfungen fragen wir nach den Problembearbeitungs-Kapazitäten der Soziologie selbst. Im Ausblick plädieren wir dafür, die Potentiale der Soziologie im Rahmen einer disziplinären Multiparadigmatik zu schöpfen. Das Fach muss und kann sich nur auf dieser multiparadigmatischen Grundlage an den drängenden Problemen der Gegenwart neu erfinden. Wir heben schließlich die treibende Rolle eines problemgetriebenen Soziologisiere ns hervor, das sich nicht nur im Fach, sondern auch am Rande und insbesondere auch außerhalb des Faches (vgl. Scheffer, Schmidt 2013) entfaltet.

## Paradigmatische Horizonte

Paradigmen konstituieren konzeptionelle Horizonte, exemplarische Probleme, *shared examples* (vgl. Kuhn 1977) und Methodologien, die in die disziplinäre Matrix und in die Forschungsapparate eingeschrieben sind. Wir wollen die Apparate der Soziologie entsprechend provisorisch entlang paradigmatischer Orientierungen unterscheiden. In den aktuellen Debatten treten sie hinter den Leitdifferenzen wie qualitativ/quantitativ, interpretativ/positivistisch oder handlungstheoretisch/strukturtheoretisch zurück.

Die paradigmatischen Orientierungen liegen teils quer zu diesen Oppositionen. Darüber hinaus werden mit Bezug auf diese Orientierungen Familienähnlichkeiten vermeintlich disparater soziologischer Ansätze deutlich. Die Paradigmen prägen das Soziologisieren bis hinein in die Gegenstandszuschnitte, die Analyseeinheiten und analytischen Rahmungen. Sie präjudizieren, was überhaupt soziologisch beforschbar wird.

- Methodologischer Individualismus (MI): Soziale Phänomene werden den Orientierungen und motivierten Handlungen von Einzelnen zugeordnet und ausgehend von diesen verstanden, perspektiviert und erklärt. Maßgeblich sind Intentionen, Kalküle, Meinungen, Neigungen, Sinnzuschreibungen, Haltungen oder Selbstkonzepte. Nicht nur Gesellschaften, sondern alle Forschungsgegenstände entfalten sich demnach aus individuell zuschreibbaren Handlungen. Der MI schlägt Brücken zwischen der »detektivischen« Einzelfallanalyse und der »standardisierten« Meinungsforschung, zwischen Verstehen und Erklären, zwischen Wissenssoziologie und Rational Choice. Der Fluchtpunkt ist der im, am und durch den Einzelnen wirkende Beweggrund.<sup>2</sup> Der »einzelne Mensch ist hier Ausgangs- und Fluchtpunkt eines (humanistischen wie anthropozentrischen) Soziologisierens.
- Methodologischer Situationismus (MS): Soziale Gegenstände und ihre Bedeutungen treten immer in Situationen auf. Hier sind es situierte In-

---

2 Vaughan macht auf die vom MI verfolgte und avisierte Form der soziologischen Perspektivierung aufmerksam: »[...] the accepted explanation is some form of »operator error, isolating in the media spotlight someone responsible for the hands-on work: the captain of the ship, a political functionary, a technician, or middle-level managers [...] we bring to our interpretation of public failure a wish to blame, a penchant for psychological explanations, an inability to identify structural and cultural causes, and a need for a straightforward, simple answer that can be quickly grasped.« (Vaughan 1996: 393)

teraktionen, Konversationen, Arbeiten oder Praktiken, die solche Gegenstände erst sozial zugänglich und derart für eine Forschung verfügbar machen. Die Individuen sind Anhängsel der sozialen Geschehnisse – nicht umgekehrt (vgl. Goffman 1983; Schmidt 2017). Hier zeigen sich Familienähnlichkeiten zwischen Varianten eines relationalen Strukturalismus zu Ritualtheorien oder zu Ansätzen emergenter »sozialer Energien« und »sozialer Bindungen«. Das Soziale lagert und emergiert *zwischen* den Individuen. Seine Analyse stellt entsprechend ganz andere und besondere methodische Anforderungen. Mit Bezug auf den Situationismus wird verschiedentlich von radikaler Soziologie gesprochen, gerade weil die Grenze zur Psychologie rigoros gezogen wird.

- Methodologischer Holismus (MH): Soziale Geschehnisse und Phänomene werden einer kollektiven Ordnung, Gemeinschaft und/oder Gesellschaft, einem System, einem umfassenden Regime oder einer Kultur zugerechnet. Der Gegenstand ist dann Ausdruck oder Konsequenz einer allgemeinen Logik, Tendenz oder Widersprüchlichkeit, einer Herrschaftsform oder »Governmentality«. Die soziale Ordnung wird als den sozialen Einheiten, Situationen und individuellen Haltungen vorgängig konzipiert. Der Holismus adressiert Gesellschaft als prägenden Horizont oder Gesamtzusammenhang und ist darauf ausgerichtet, diesen über kulturelle Motive, Machtmechanismen oder Produktionsweisen analytisch einzuholen. Zum MH finden sich sowohl im MI, als auch im MS »Mikro-Ebenenbilder«. Diese untersuchen beispielsweise *formatierte* Situationen oder beschreiben Gesellschaft als Resultat der Handlungen *habituell geprägter* Individuen.<sup>3</sup>

Die Paradigmen unterhalten je eigene Apparate mit besonderen Gegenstandszuschnitten, analytischen Rahmungen und Erkenntnisinteressen. Ihre relativ breite Fundierung und Stoßrichtung ermöglicht allen drei Paradigmen, jeweils eine Vielfalt heterogener Gegenstände zu erschließen und sie als *so* und *nur so* beforschbar und analysierbar zu behandeln. Die paradigmatischen Orientierungen wirken wie Grundströmungen, die auch scheinbar unvereinbare Ansätze durchdringen. Zugleich führen sie zu fraktalen Unterscheidungen innerhalb vermeintlich homogener Perspektiven und Vokabulare (vgl. Abbott 2001). So reproduzieren Felder wie etwa die Qualitative Sozialforschung oder die Praxistheorien die paradigmatischen Differenzen auch in sich selbst.

---

3 Eine radikale Version wäre hier der »eindimensionale Mensch« (Marcuse 1967).

In einer multiparadigmatischen Soziologie entwickeln sich aus den drei inkommensurablen paradigmatischen Richtungen keine Paralleluniversen. Die Paradigmen fordern sich vielmehr fortlaufend heraus, kritisieren, prüfen und befruchten einander. Die Herausbildung abgeschotteter monoparadigmatischer Bereiche droht aber dort, wo eine Forschung in der zu adressierenden Fachöffentlichkeit von Begründungspflichten auf Dauer entlastet ist und wo solche Begründungspflichten nicht die eigene paradigmatische Rahmung betreffen. Alternative Horizonte für Gegenstandszuschnitte, Fragestellungen und Herangehensweisen werden derart eingebüßt oder gar verlernt. In der Konsequenz leidet dann die »Sociological Imagination« (Mills 1959). Unser zentrales Argument ist: Die Soziologie verfügt als komplexe, heterogene Forschungsapparatur über die größten Kapazitäten dort, wo – gerade angesichts der unterschiedlich drängenden und herausfordernden Probleme – ihre widersprüchlichen basalen Orientierungen verfügbar und dynamisch bleiben.

## Gegenwartsangemessenheit der Multiparadigmatik

Die Kapazitäten einer breit aufgestellten, dezentrierten und streitbaren Soziologie bestimmen sich im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Problemlagen. So hat die Soziologie zum Beispiel in der Bearbeitung sozialer Ungleichheit differierende Diagnosen angefertigt und den Aufbau von Kapazitäten befördert. Beschreibungen eines Schwindens und Formwandels sozialer Ungleichheit (Solga, Powell, Berger 2009) im Gefolge von Fahrstuhleffekten stehen Szenarien der »Abstiegsgesellschaft« (Nachtwey 2016) gegenüber, die auf die Verschärfung sozialer Spaltungen und Gegensätze aufmerksam machen. Solche Diagnosen legen unterschiedliche Anschlussforschungen nahe: Zentrale Hypothesen, die es zu entkräften gilt, alarmierende Resultate, die weitere kritische Diagnosen oder Gegenbewegungen provozieren etc. Derlei geht einher mit der Konkurrenz um Adäquatheit und Bedingtheit der jeweiligen Vorgehensweise. Die Gesellschaft der sozialen Ungleichheit wird dabei bis heute überwiegend als Ansammlung gleichberechtigter Individuen entworfen, die unterschiedlichen ungleichheitsbedingenden Faktoren ausgesetzt sind. Auf diese Weise erhält die soziale Ungleichheit den Status eines gemeinsam geteilten, allgemeinen und unter sozialstrukturanalytische Dauerbeobachtung gestellten Bezugsproblems.

Die (Dauer-)Prüfung der – und durch die – soziale(n) Ungleichheit hat unterschiedliche soziologische Wissensformen, gesellschaftliche Bewertungen und Kollaborationen hervorgebracht. Sie kann auf die Gesellschaft und ihre Sozialstruktur oder auf individualisierende Anerkennungsregime bezogen werden. Beide Perspektivierungen legen jeweils eigene Bearbeitungsformen nahe: Zeitgenössische Antworten auf die soziale Frage oszillieren zwischen sozialstaatlicher Regulierung gesellschaftlicher Ungleichverteilungen von materiellen Ressourcen und Partizipationschancen einerseits und der Reklamation und gesellschaftlichen Re-Institutionalisierung individueller Anerkennung andererseits. Die hervorgebrachten Apparate der gesellschaftlichen – und das heißt überwiegend: nationalstaatlichen – Problembearbeitung können jedoch auch wieder zurückgedrängt werden: »There is no such thing as society« lautete die von Margaret Thatcher ausgegebene Parole, die statt (systematisch reproduzierter) Lagen innerhalb einer Sozialstruktur nur noch individuelle Leistungsvermögen und Marktschicksale kennt. Solche Abwendungen vom Gesellschaftlichen (vgl. Marchart 2013) haben Konsequenzen für die politische Bearbeitbarkeit sozialer Ungleichheit.

Die unwahrscheinliche historische Herausbildung von Wohlfahrtsstaaten<sup>4</sup> (Braudel 1977) und der Aufbau soziologischer Kapazitäten zur Bearbeitung sozialer Ungleichheit bilden die Voraussetzung für heute wirksame Forschungsinfrastrukturen. Die Versuche, die soziale Frage kleinzuarbeiten, umfassen staatliche wie verbandliche, angewandte wie akademische Apparate. Ein verzweigtes Arsenal an Theorien, Begriffen, Forschungstechniken und Ressourcen wird vorgehalten, Datensätze werden fortgeschrieben, verfeinert und in einem eingespielten Berichtswesen auf staatliche Programme rückbezogen. Soziologische Berichte werden kapazitärer Teil der Sozialpolitik und umgekehrt. Die Geschichte des Wohlfahrtsstaates ist zugleich die Geschichte der Sozialstrukturanalyse und der ihr eigenen Wissensformen. Es verfestigt sich ein gesellschaftliches Vermögen zur Bearbeitung der sozialen Frage. Dieses Vermögen fördert zugleich den Aufbau eines darüber

---

4 Den verbreiteten Eindruck, die Entstehung von Wohlfahrtsstaaten hätte die soziale Frage tatsächlich gebändigt, hat die Soziologie schon Ende der 1960er Jahre vehement zurückgewiesen: Die »Soziale Frage«, die sich aus den Widersprüchen kapitalistischer Industrialisierung, aus Kapitalakkumulation und Ausbeutung, Marktproduktion und Krisen, Profitorientierung und nationalpolitischen Problemen usw. erklären läßt, [kann] in den spät-kapitalistischen Gesellschaften nicht allein schon durch eine Zeitspanne relativer wirtschaftlicher Prosperität als gelöst betrachtet werden.« (Danckwerts 1969: 34, Einfügung der Autoren)

hinausweisenden politischen und moralischen Möglichkeitssinns, von greifbaren Perspektiven und Ansprüchen. In der Geschichte dieses Aufbaus werden manche epistemischen Praktiken und Formen als mehr oder weniger kapazitär geschätzt und dis-/präferiert. Das gesellschaftliche Vermögen unterliegt Schwankungen zwischen reguliertem Ausgleich und neoliberaler Entstaatlichung, zwischen Dethematisierung, Externalisierung und Versuchen der Re-Politisierung. Entsprechend werden Konfrontationen und Konflikte angesichts sich abschwächender Krisenentwicklungen beigelegt. Sie brechen wieder auf, wo sich Kapazitäten an neuerlichen Problemen erschöpfen. Deren Prüfungen lassen das Erreichte in neuem Licht erscheinen.

### Gesellschaftliche Kapazitäten

Wir verstehen Kapazität als relationalen Begriff im Sinne einer »Kapazität für etwas«. Das Konzept der Kapazitäten fungiert als Scharnier, das die Möglichkeiten des zeitgenössischen Soziologisierens und die drängenden, zu bearbeitenden Probleme verknüpft. Soziologisieren lässt sich demnach nicht lediglich »für sich« beurteilen. Es wird aus einem bloß scholastischen Sprachspiel herausgeführt. Denn Kapazitäten verweisen auf sachliche Prüfungen und Bewährungs<sup>5</sup> – und damit auf die Anforderungen an eine Apparatur in ihrer Zeit. Diese Apparatur kann sich im Lichte der zeitgenössischen Anfragen, Probleme und Prüfungen als angemessen oder als überfordert erweisen.

Kapazität ist ein affirmativer wie kritischer Begriff. Er fasst das, was ein Apparat in einem Arbeitszusammenhang, an einem Gegenstand und in Bezug auf eine gesellschaftliche Problemlage zu vollbringen vermag. Der Begriff erkennt an, was hier mit Aufwand von einer praktischen Unwahrscheinlichkeit in eine Wahrscheinlichkeit überführt wird. Als kritischer Begriff macht er auf Bedingtheiten im Lichte einer Beanspruchung oder Aufgabenstellung aufmerksam. Apparative Vorhaben fordern ihren Tribut, erweisen sich als teils unwirksam und überfordert, offenbaren dissonante Lieblings-, Grenz- und Ausfälle. Kapazitätsblockaden zeigen sich, wo drängenden Fragen von heute lediglich die »abgestumpften« Mittel von gestern gegenüber

---

5 Claus Offe spricht zur Jahrtausendwende von »Stresstests« und »Bewährungsproben« für die Demokratie. Er fokussiert jedoch nicht die Kapazitäten der Apparate im oben skizzierten Sinn, sondern die »Leistungsfähigkeit politischer Institutionen« und abstrahiert von den Problemen (»Krisen«) und den Problembearbeitungen (»Legitimation«) (Offe 2003).



stehen.<sup>6</sup> Es leidet die »response-ability« (Hoppe 2017). Dies gilt auch für Erkenntnisapparate. Werden soziologische Herangehensweisen – inklusive Datengenerierung, Analytik, theoretische Heuristik, etc. – unter dem Gesichtspunkt der Kapazität beurteilt, dann tritt zur Frage der »Gegenstandsangemessenheit« (Strübing et al. 2018) das Kriterium der Gegenwartsangemessenheit hinzu. Die Apparate und Forschungsdesigns bewähren sich in ihrer Zeit. Sie können zeitgenössisch sinnvoll sein, unter veränderten Vorzeichen aber schnell an Triftigkeit verlieren. Eine solche Situation mobilisiert die Erkenntnisapparate wie die (trans-)disziplinäre Apparatur insgesamt.

Die Notwendigkeit und Produktivität einer multiparadigmatischen Soziologie ließe sich bereits mit Bezug auf die Entwicklung der Bearbeitungsstände der sozialen Frage plausibel machen. Wenn wir die ökologische Frage und die Gewaltfrage einbeziehen, also das Spektrum der wechselwirkenden existentiellen Probleme, die heute in der Soziologie zwar *wieder* verstärkt aber eben zumeist *immer noch* am Rande und separat behandelt werden, dann wird diese Notwendigkeit noch offenkundiger und unabweisbarer. Insgesamt dominiert in der westlichen Soziologie (der Moderne), neben einer »Kriegsvergessenheit« (Joas, Knöbl 2008), tatsächlich eine Vergessenheit gegenüber den existentiellen Problemen insgesamt. Sie erscheinen als gebannt oder gar überwunden, als relativiert und verhandelbar, als individuell bzw. partiell, als dramatisiert oder konstruiert. Sie gelten als unwahrscheinlicher, gar unzulässiger Ausgangspunkt einer soziologischen Gegenwartsdiagnostik.<sup>7</sup>

Für die Gewaltfrage (angesichts von Kriegen, Bürgerkriegen und bewaffneten Konflikten) und für die ökologische Frage (angesichts von Klimawandel, Artensterben etc.) stellt sich das Zusammenspiel zwischen Erkenntnisproduktionen und dem Aufbau gesellschaftlicher Problembearbeitungskapazitäten anders dar. Die Beziehungen zwischen Wissensprozessen und den Bemühungen zu ihrer Überführung in Problembearbeitungen sind hier weniger eingespielt und teils sogar gegenläufig. Ein problemgetriebenes Sozialisieren findet sich hier oftmals nur im Rahmen von Protestbewegungen und NGOs sowie in trans-disziplinären Apparaten der Friedens- und Konfliktforschung oder der Klimaforschung.

---

6 Vgl. hierzu etwa Analysen der rechtlichen Aufarbeitung von Militäreinsätzen in Deutschland (Kolanoski 2018), die tatsächlich eine gewisse Kriegsferne der tradierten Kapazitäten offenbaren.

7 In dieser Weise figurieren existentielle Probleme in Luhmanns Analyse der ökologischen Kommunikation (1986). Umweltprobleme dienen ihm als Ausgangspunkt um zu fragen, wie diese in einer ausdifferenzierten Gesellschaft – rechtlich, ökonomisch, politisch – überhaupt behandelbar sind.

Im Unterschied zur eingespielten soziologischen Ungleichheitsforschung stehen die Apparate der disziplinären Soziologie, mit ihren einschlägigen Instrumentarien bezüglich einer ganzen Reihe von drängenden Nachfragen, noch buchstäblich am Anfang. Diese Ungleichzeitigkeit verweist auf gängige Zuschnitte analytischer Einheiten, Rahmungen und maßgeblicher Zurechnungen. Gewaltfrage und ökologische Frage sind nicht nur in staatlichen und zivilgesellschaftlichen Apparaten, sondern auch in den Erkenntnisapparaten der Soziologie verglichen mit der sozialen Frage weniger stark verankert. So stößt der für die individualistischen Soziologien kennzeichnende Fokus auf Meinungen und Ansichten in der Aufklärung von kollektiven Lebensstilen und »Ökorumtinen« (Kopatz 2018) an enge Grenzen. Und auch das situationistische Paradigma ist herausgefordert: Angesichts der fordernden Objekt- und Problembezüge der ökologischen Frage oder des (Bürger-)Kriegs wirkt der Fokus auf Fragen zwischenmenschlicher Interaktionsordnungen als Erkenntnisschranke.

### Existentielle Probleme

Einige aktuelle soziologische Gegenwartsdiagnosen weisen mit Nachdruck darauf hin, dass Gesellschaften im globalen Maßstab mit wechselseitig sich aufschaukelnden existentiellen Problemen der sozialen, der ökologischen und der Gewaltfrage konfrontiert sind (Lessenich 2016; Brand, Wissen 2017; Latour 2018). Jedes dieser existentiellen Probleme vermag schon für sich die Reproduktionsfähigkeit kollektiver Lebensformen infrage zu stellen. Existentielle Probleme unterminieren derart insbesondere die Selbstbeschreibungen westlicher Konsum- und Wachstumsgesellschaften sowie staatlich-regulierter Kontrollgesellschaften. Sie machen ganze Regionen unbewohnbar und lassen Staaten scheitern. Die »existentiellen Prüfungen« (Boltanski 2010: 161) bringen auch gut ausgestattete Apparate der Problembearbeitung an Grenzen.<sup>8</sup> Angesichts dieser Prüfungen gewinnen gesellschaftliche Kapazitäten der Problembearbeitung entscheidende Bedeutung. Das Drängen

---

<sup>8</sup> Kaufmann hatte unsere Frage nach den Kapazitäten als eine Frage »praktischer Wirksamkeit von Sozialwissenschaften« (1969: 70) noch ganz in Bezug auf soziale Ungleichheit gefasst und in zwei Teile aufgetrennt: »a. die Frage nach der Möglichkeit und den Voraussetzungen praktisch relevanten sozialwissenschaftlichen Wissens, b. die Frage nach den Bedingungen des tatsächlichen Wirksamwerdens solchen Wissens.« (ebd.) Interessant ist hier, wie Kaufmann versucht, diese Fragen gründlicher zu stellen und zu beantworten, als dies die von ihm kritisierten Dialektiker und Positivisten im Positivismusstreit taten:

und die Unabweisbarkeit existentieller Probleme erklären heute die Erbittertheit, mit der politisch um ihre Anerkennung – vermehrt jenseits tradierter epistemischer Standards – gestritten wird. Statt auf konkurrierende Strategien der Problembearbeitung setzen Opponenten vermehrt auf Problemleugnung.

Existentielle Probleme sind weder einfach gegeben, noch lediglich sozial konstruiert. Sie drängen sich einer kollektiven Lebensweise auf und sind in ihren »spürbaren« Niederschlägen und gerade auch in ihrer »vehementen« Verleugnung zunehmend gewiss. Existentielle Probleme werden Gegenstand von konfligierenden Problemzuschnitten, die versuchen, sie (be)greifbar und bearbeitbar zu machen, auf Tuchfühlung oder auf Distanz zu bringen. Bei den Zuschnitten handelt es sich um materielle und symbolische Artikulationen, die selbst zur Facette der Problemlage werden. Die Probleme entziehen sich in ihrer Bedrohlichkeit vorgefassten Problematisierungen; sie gehen nicht in ihnen auf, übersteigen das kapazitive Maß, überfordern und provozieren soziale Widerstände. So artikulieren Dürreperioden und Hungerkrisen den beschleunigten Klimawandel als vielseitigen Exzess von Veränderungen, der immer wieder fraglich werden lässt, was zuvor noch selbstverständlich und »natürlich« vorausgesetzt wurde.<sup>9</sup> Jeweils für sich und mehr noch in ihren Wechselwirkungen lassen existentielle Probleme das prekär und zu einem Teil des Problems werden, was bislang als Lösung gehandelt wurde. Sie unterminieren ein »Systemvertrauen« (Luhmann 2014), das – nicht zuletzt auch uns Soziolog\*innen – solche tiefgreifenden Krisen fast schon vergessen ließ.

### Gegenstandsangemessenheit als Kapazitätsgröße

Die verschiedenen soziologischen Herangehensweisen und Forschungsvorgehen unterhalten je spezifische Beziehungen zu möglichen Gegenständen; – diese sind für verschiedene Ansätze unterschiedlich verfügbar. So sind Gegenstände, zu denen Individuen keine Meinungen haben, für die Meinungs-

---

»Will man hier weiterkommen, so muss nach den gesellschaftlichen Umständen gefragt werden, die die Vermittlung von Theorie und Praxis haben problematisch werden lassen.« (ebd.: 72) Diese Fragen stellen sich heute in Bezug auf die existentiellen Probleme insgesamt.  
<sup>9</sup> Bis hin zu einer Krise der interaktiv versicherten »immortal society« (Garfinkel 1988) bzw. der Seinsgewissheiten der Gesellschaftsmitglieder in ihrer natürlichen Einstellung.

forschung unbrauchbar, ja inexistent. Ähnlich verhält es sich mit Gegenständen, die im Bereich der *Big Data* keine Spuren generieren, weil sie unterhalb der Schwelle digitaler Registrierung erwachsen, wie etwa rassistische Diskriminierungen auf dem Mietwohnungsmarkt. Es sind außerdem die jeweiligen Konsistenzanforderungen eines Forschungsverfahrens, dessen Regeln der Kunst, die manche Gegenstände als eher »unverdaulich« dispräferieren. Eine monoparadigmatisch ausgerichtete Forschungsapparatur, die ihre Konsistenz und begrenzte Empfänglichkeit gegen andere durchsetzt und sie nicht an eher unpassenden gegenständlichen Anforderungen zu relativieren vermag, gibt ganze Gegenstands- und Problembereiche preis. Im Lichte vielfältiger existentieller Probleme ist eine solche Engführung tatsächlich verhängnisvoll.

Dass das Gewicht und die Anforderungen des Gegenstandes generelle Bezugspunkte für eine Soziologie der Kapazität darstellen, hat etwas mit den Wahrheitsansprüchen des Forschens zu tun.<sup>10</sup> Diese gelten grundlegend auch dort, wo mit dem Einbezug performativer und konstruktiver Prozesse das soziologische Wahrwerden des Gegenstandes nachvollzogen und reflektiert wird. Es ist die umfassende Unterstellung von Forschung, dass ihre jeweilige Vorgehensweise den Gegenstand nicht verfehlt, sondern erfasst, also ihm tatsächlich in relevanten Hinsichten angemessen ist. Gerade darin realisiert sich Soziologie als Gegenwarts- und Wirklichkeitswissenschaft. Ein Forschen wird sich entsprechend nicht auf die Konsistenzgebote der Methode und das Befolgen entsprechender Verfahren zurückziehen können, wo diese den Gegenstand in seiner Eigenheit verpassen oder an seiner Widerständigkeit kapitulieren. »Das kommt auf die Frage an«, heißt es oftmals in Methodenseminaren. »Das kommt auf den Gegenstand an«, müsste es außerdem heißen.

---

10 Vgl. hierzu schon Adorno im »Positivismusstreit«: »Mögen die Momente der Verfahrensweise noch so instrumentell definiert sein – ihre Adäquanz ans Objekt bleibt dabei stets noch gefordert, sei's auch versteckt. Unproduktiv sind Verfahren dann, wenn sie solcher Adäquanz ermangeln. Die Sache muss in der Methode ihrem eigenen Gewicht nach zur Geltung kommen, sonst ist die geschliffenste Methode schlecht.« (1969: 135)

## Bedingt kapazitäre Arbeits- und Diskurszusammenhänge in der Soziologie

Jedes soziologische Vokabular kann als Dokument und Kommentar seiner Zeitgenossenschaft gelesen werden. In Zeiten existentieller Krisen erscheinen die verschiedenen Paradigmen und ihre Ansätze mehr oder weniger problemangemessen. Sie präferieren und registrieren bestimmte Probleme und blenden andere aus. Die soziologischen Paradigmen behaupten eine Homogenität ihrer soziologischen Gegenstände in Passung zum gewählten Problemhorizont. Sie sind zudem eingefasst in ein institutionelles Miteinander, in dem tradierte Wissensformen mit anderen etablierten Apparaten geteilt werden. Im Licht der gesellschaftlichen Lage und ihrer maßgeblichen Gegenstände lassen sich nun weitere Überlegungen und Vermutungen zu den Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Kapazitäten einer multiparadigmatischen Soziologie formulieren.

Eine problemadäquate Multiparadigmatik unterscheidet sich grundlegend vom häufig kritisierten selbstbezüglichen *Laisser-faire* des Faches. Jeder Problemkomplex und jeder damit verbundene Gegenstandsbereich ist soziologisch unterschiedlich verfügbar und beforschbar. Deshalb bedarf es eines ganzen Arsenal unterschiedlicher soziologischer Ansätze. Begriffe, Datentypen und Methoden, die sich in *einem* Problemhorizont bewähren, drohen andere auszublenden. Sie lassen sich nicht umstandslos übertragen. Diese Bedingtheit betrifft *alle* Aspekte unserer Forschungsapparate. Entsprechend sind etwa die Auseinandersetzungen zwischen qualitativen und quantitativen Methoden oder die Kontroversen zwischen Methodologischem Individualismus und Situationismus keine, die losgelöst vom jeweiligen »Einsatzgebiet« ausgefochten und geklärt werden könnten.

Auseinandersetzungen zwischen paradigmatisch unterschiedlichen Zugängen werden in den soziologischen Arbeits- und Diskurszusammenhängen selten gegenstandsbezogen geführt. Es ist vor allem die spezifische Verfasstheit der soziologischen Zusammenhänge, die der Entwicklung einer entsprechenden Streitkultur entgegensteht. Soziologische Arbeits- und Diskurszusammenhänge formieren sich in lokaler Ausprägung an den universitären Standorten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, in transdisziplinären Forschungsverbänden sowie auf der Ebene nationaler und transnationaler Diskursnetzwerke und Debattenzirkel. Diese Zusammenhänge versammeln sich mal stärker um konzeptionell-theoretische, mal um methodisch-handwerkliche und mal um gegenständliche Kerne. Die

Kerne bilden relativ dauerhafte kollektive Vorhaben und Kapazitäten aus (etwa in Schulen oder Bewegungen), die zuweilen die Auseinandersetzung mit drängenden Fragen suchen. Ein Beispiel wäre die Jenaer Forscher-Innengruppe zur »Postwachstumsgesellschaft« (AK Postwachstum 2016), die entsprechende »wachstumskritische« Analytiken anstrengt.<sup>11</sup>

Wir wollen drei typische Konstellationen der Hemmung multiparadigmatischer Möglichkeiten in den soziologischen Arbeits- und Diskurszusammenhängen unterscheiden. Wir überlassen es den Leser\*innen, diese Konstellationen empirisch zuzuweisen:

- In einigen Zusammenhängen findet sich eine arbeitsteilige Konstellation: Hier trägt die Grundlagenforschung Auseinandersetzungen zwischen den Paradigmen aus. Davon unterscheiden sich die angewandten Sozialforschungen, die in Kooperation mit entsprechenden Spielarten der Pädagogik, Kriminologie oder Rechtswissenschaft institutionell zugeschnittenes Wissen anbieten und sich dem in diesen Fächern und den zugehörigen Institutionen dominierenden Kulturmuster des Individualismus angleichen. Diese Angleichung und Übernahme wird nur ausnahmsweise durch alternativ-paradigmatische Zugänge analytisch aufgeworfen. Diese Konstellation ließ sich etwa an der großen Soziologie-Fakultät der Universität Bielefeld in den 1990er Jahren beobachten, wo auf der einen Seite die Systemtheorie in Konflikt mit der Kulturosoziologie stand und auf der anderen Seite eine Reihe von Bindestrich- und Problemsoziologien anwendungsnah agierten.
- Andere Zusammenhänge sind durch eine fragmentierte Konstellation gekennzeichnet: Hier verlaufen Trennlinien zwischen MI, MS und MH, zwischen akteurzentrierten Ansätzen und solchen, die die Menschen in die Umwelt sozialer Systeme verbannen, die das Ganze als Nexus von Praktiken fassen oder Situationen und ihre Menschen sezieren. In dieser Konstellation dominieren abgeschlossene Paralleluniversen, die jeweils einen quasi-disziplinären Charakter annehmen. Bestenfalls wird den disziplinären Anderen mit einer Mischung aus Indifferenz und Toleranz begegnet. Hier kann die Sektion »Methoden der qualitativen Sozialforschung« als Beispiel gelten. Sie zeigt den Aufwand, angesichts wachsender Spezialisierung und Methodenvielfalt, Differenzen – etwa zwischen

---

11 Zurzeit konstituiert sich die neue DFG-Forscherguppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit« in Hamburg unter dem Leitbegriff der »Gesellschaft der Nachhaltigkeit« (Neckel et al. 2018 und in diesem Heft S. 241 ff.).

- hermeneutischen, situationistischen und diskursanalytischen Ansätzen – zu markieren und an Fällen auszufechten.
- In einigen Zusammenhängen findet sich eine hegemoniale Konstellation: Vielerorts dominiert »ohne Frage« der »Methodologische Individualismus«. Die fachlichen Binnendifferenzierungen verlaufen zwischen den Spielarten und den Gewerken des MI. Zugleich schwinden die Disziplingrenzen zu benachbarten Fächern der Sozial-, Wirtschafts- und Staatswissenschaften unter gleichzeitiger Vernachlässigung anderer fruchtbarer Disziplinbezüge etwa zur Geschichtswissenschaft, zur Sozial- und Kulturanthropologie oder zur Humangeografie. Unangefochtener Ausgangspunkt des homogenisierten, post-disziplinären Denkens ist »das Individuum«. Gemessen an Drittmittelinwerbungen und Publikationsleistungen sind diese Zusammenhänge höchst erfolgreich. Sie gehen in Kooperationen auf, die institutionelle Anfragen (mit)bearbeiten; sie zehren disziplinäre Kapazitäten auf.<sup>12</sup> Als Beispiel wird etwa der Standort Mannheim (Hirschauer 2018) genannt.

Damit sich die Soziologie als multiparadigmatisch angelegtes Fach mit großen, historisch bewährten kritisch-analytischen Kapazitäten an den zeitgenössischen Realitätsprüfungen bewähren kann, muss sie gegen diese drei Szenarien produktiv gemacht werden. Sie bedarf einer Irritierbarkeit, die eine streitbare Grundlagenforschung einschließt und die Gegenstandsangemessenheit – und eben nicht nur die Frage der Härte des erzeugten Wissens – zum Kriterium erhebt. Notwendig ist eine beständige Arbeit an der Gegenwarts- und Problemangemessenheit der soziologischen Erkenntnisapparate und der Apparatur der Soziologie als Ganzes.

Dabei ist der Apparate-Begriff hier mit Bedacht gewählt, denn er schließt – anders als der verbreitete und von Bourdieu (1984) ausgearbeitete Begriff des »akademischen Feldes« – Infrastrukturen, Ausstattungen, Ausrichtungen sowie vor allem die eingespielten Objektbezüge ein. Anders wiederum als das »Dispositiv« (Foucault 1980) ist er nicht auf Dauer an eine Machtstrategie gebunden, sondern kann je neu »instrumentalisiert« werden – und hier eigene Widerständigkeiten zeitigen. Mit Bezug auf die Apparate wird etwa

---

12 Die skizzierte hegemoniale Konstellation wird durch die Etablierung formal-standardisierter, Indikatoren gestützter, allgemein vergleichbarer Ressourcenverteilung und Leistungsbemessung begünstigt. Birgit Blättel-Mink (2019) hat im letzten Heft der SOZIOLOGIE entsprechend darauf hingewiesen, dass die aktuellen Auseinandersetzungen und Zerreißproben innerhalb der Soziologie auch mit Bezug auf die durch die Bologna-Reform durchgesetzte veränderte Reputationspraxis im Fach verstanden werden müssen.

nachvollziehbar, dass die gegenwärtige Abkoppelung der standardisierenden, methodologisch individualistischen Sozialforschung vom multiparadigmatischen Austausch im Fach nicht nur als kulturelle Entfremdung vom Fach oder als kulturelle Nähe zu prestigeträchtigen Nachbardisziplinen gedeutet werden kann. Sie rührt womöglich auch aus der Abhängigkeit institutioneller Zulieferbetriebe.<sup>13</sup> Es sind eben nicht die soziologischen Institute selbst, die die großen Datensätze bereitstellen und deren Pflege besorgen. Generell erinnert uns der Apparate-Begriff an den praktischen Aufwand, dessen ambitionierte Organisiertheit sowie an die Import-Export-Beziehungen des jeweiligen (Forschungs-)Betriebs (vgl. Scheffer 2018). Er macht außerdem auf die relative Trägheit und Festlegung dieser Zusammenhänge und ihre soziomaterielle Imprägnierung gegen allzu dynamische und komplexe gesellschaftliche Veränderungen aufmerksam.

## Die Entfaltung und Mobilisierung soziologischer Kapazitäten

Eine monoparadigmatische Apparatur kann aufgrund ihrer rigorosen Voreinstellungen den gegenwärtigen Problemhorizonten und der heterogenen Beschaffenheit der Gegenstände schwerlich gerecht werden. Ein wesentlicher Grund besteht im vielgestaltigen Sitz und Maßstab der existentiellen Fragen. Sie forcieren eigene Akteurseigenschaften, praktische Repertoires und Vergesellschaftungen. Ein anderer Grund liegt in der Ungleichzeitigkeit der gesellschaftlichen und kulturellen Erschließung und Bearbeitung dieser Problemkomplexe. Der größte und drängendste Anspruch für ein gegenwartsadäquates, problemangemessenes Soziologisieren besteht in der empirisch-analytischen Aneignung der wechselseitigen Verstärkung der drei Problemkomplexe. Erst unter Einschluss des Zusammenspiels der Komplexe gelingen eine triftige Zeitdiagnose und eine gesättigte Analyse bedingter gesellschaftlicher Kapazitäten. Erst so realisiert sich der angelegte Möglichkeitssinn des Soziologisierens.

---

13 Vgl. hierzu etwa die Personal- und Infrastrukturausstattung von DIW, GESIS, BKA, Destatis, Eurostat, etc., die unter je verschiedenen Voraussetzungen für sozialwissenschaftliche Forschungen geöffnet wird.



Die unterschiedlichen Ausprägungen, Aneignungen und Bearbeitungsstände der Fragen, Probleme und Gegenstände haben weitergehende epistemologische Implikationen. Sie entscheiden darüber, wie sich etwas als soziologischer Gegenstand offeriert, wie beforschbar sich ein Gegenstand zur Verfügung stellt, wie er aktuell gewusst und aufgearbeitet werden kann, wie schwer er es der jeweiligen Forschung macht. Ist etwas Allgemeingut, verwaltungstechnisch durchreguliert, prägnanter Konflikt- und Debattengegenstand, gänzlich vergessen oder gar verdrängt und verleugnet? Gelten für einen Gegenstandsbereich etablierte Normen der Beschreibung oder eingespielte Skripte des Verstehens und/oder Erklärens? Inwiefern sind Gegenstände accountable, anerkannt, dokumentiert und derart immer schon Teil einer institutionalisierten Rechenschaftspflicht? Die Art und Weise, wie soziologische Forschungsapparate auf Vorgefertigtes zugreifen können, ist je nach Gegenstand im Problemkomplex verschieden. Auch der Aufwand, mit dem soziologischen Zugriff einen Unterschied zu machen, differiert erheblich.

Der soziologische Forschungsprozess ruht notwendigerweise auf verschiedenen Wissensformen. Er bleibt auf die Präferenzstrukturen des Common Sense, auf Präkonstruktionen in (halb-)offiziellen Statistiken oder auf die epistemischen Formatierungen von Fakten in Nachbardisziplinen angewiesen und »borgt« von diesen (Scheffer 2010). Eine Soziologie, die sich nur auf bestimmte Verfügbarkeiten ihrer Gegenstände verlässt, verfehlt genau die Problemkomplexe, die aufgrund mangelnder apparativer Anerkennung, Verleugnung oder Verdrängung besonderes Augenmerk verdienen. Sie verpasst genau die Problemkarriereschritte, die zum Einstieg in den Aufbau von Problembearbeitungskapazitäten nötig sind. Das Festhalten an bewährten Feldern und etablierten Verfügbarkeiten von Gegenständen – beides legt die Logik der Forschungsförderung nahe – kann zwar Gütekriterien standardisierter Forschung erfüllen (etwa die der Replizierbarkeit), bezahlt dies aber mit dem Preis des Ausschlusses einer Reihe »noch nicht« geeigneter, zunächst noch zu entwickelnder Gegenstände.

Um zur Schöpfung gesellschaftlicher Bearbeitungskapazitäten beizutragen, bedarf die Soziologie einer breiten Empfänglichkeit für die Artikulationen wechselwirkender Problemlagen. Dies erfordert Multiparadigmatik im Sinne eines Aufbrechens etablierter, allein auf die Frage sozialer Ungleichheit und Machtasymmetrien eingestellter Rahmungen, Gegenstandszuschnitte und Diagnosen. Wo etwa im Horizont des MI die beforschten Individuen zur Hauptbezugsquelle empirischer Datengenerierungen werden (Schmidt 2019), findet sich leicht eine Überschätzung der aggregierten Sichtweisen. Dann

sollen Individuen nicht nur ein Wissen vorgeben oder Lösungswege beurteilen, sondern auch selbst Probleme wählen und gewichten können. Diese Individualisierung führt dazu, dass Probleme über Gebühr relativiert und zuweilen gar – im Kontext der Meinungsforschung – »abgewählt« werden. Meinen heißt eben gerade nicht wissen!

Ein hegemonialer MI droht die eigengewichtige Sozialität von Gegenständen und Problemen zu verfehlen, wo diese eigentlich immer schon in der Masse, dem Kollektiv, in Routinen oder Ritualen eingelassen sind. Bei der ökologischen Frage wird dies deutlich: Gefragt zur Problemstellung lassen Probanden durchaus »ökologische Einstellungen«<sup>14</sup> erkennen; zugleich zeigt sich in der kollektiven Praxis jedoch ein radikal konträres, beiläufiges »undoing«. Die scheinbar »abgehobenen« – rein theoretischen – Fragen danach, was/wer handelt, wer/was Teil des Kollektivs ist und was hier überhaupt als Gesellschaft fungiert, erweisen sich als zentral für die Eruierung von Gegenstandsangemessenheit, ja von Beforschbarkeit. Die per Sozialforschung ko-produzierte Problemverdrängung ist dabei womöglich selbst integraler Aspekt einer »imperialen Lebensweise«. Oder anders: Eine die individuelle Sichtweise und kulturelle Selbstbeschreibung bloß doppelnde Forschung wird zum Teil des aufzuschlüsselnden Problems.

## Schluss und Ausblick

Paradigmen hegen ihre eigenen Omnipotenz-Fantasien. Sie unterstellen, dass sich so *alles* beforschen, befragen, aufarbeiten und erkunden ließe. Im Horizont der multiparadigmatischen Soziologie finden sich aber auch »modest witnesses« (Haraway 1997), die jeweils die Kapazitätsgrenzen des eingerichteten Apparats reflektieren, seine jeweilige Situiertheit als erkenntniskonstituierend realisieren, die Risiken neuester Realitätsprüfungen »spekulativ« eingehen und dabei die Überforderungen an »ganz anderen« Gegenständen

---

14 Dies betrifft auch Ansätze, die die ökologische Frage auf ein richtiges Bewusstsein herunterbrechen und zu einer Frage individueller Resonanz bzw. Mensch-Objekt-Resonanz reduzieren. Die Summe resonanter Subjekte erscheint dann als identisch mit einer kapazitären Problembearbeitung. Dieses Aufaddieren unterschätzt die beschränkten Handlungsmöglichkeiten einerseits und die sozial-technologisch verteilten, dem Bewusstsein entzogenen, in Geschäftsmodellen einkalkulierten negativen Kapazitäten qua »Ausbeutung« und »Raubbau« (Saito 2016).

eingestehen. Kapazitätsschranken bestehen in Form vorgefasster Unterstellungen, in der Orientierung an den bislang gängigen Problemstellungen, in der Einbettung in je eigensinnige Gegenstandsbereiche, in den apparativ eingeschriebenen Theorien von Sozialität und Gesellschaft. Sie umfassen damit die Epistemologie, Ontologie und das Politische gleichermaßen.

Mit den kollektiv-existentialen Prüfungen werden wir daran erinnert, dass wir das, was Gesellschaft oder »das Soziale« zu sein vermag, stets nur in bestimmten Ausschnitten und Auflösungen aufzuwerfen imstande sind. Die paradigmengebundenen Ansätze erweisen sich im multiparadigmatischen disziplinären Horizont immer wieder neu als produktiv *und* beschränkt. Die existentiellen Prüfungen bestärken die Erfahrung, dass eigene Arbeitsweisen, Rahmungen, Datentypen und analytische Kunstgriffe nur bedingt hinreichen, die drängendsten Fragen angemessen zu soziologisieren. Diese Erfahrung kann abgewehrt oder eingebunden, abgeschirmt oder als Irritation in die disziplinäre Apparatur zurückgespielt werden.

Die je aktuellen Problemkomplexe und ihre Prüfungen lassen – wie schon mehrfach in der Soziologiegeschichte – tradierte Ansätze und bewährte Herangehensweisen fraglich und unangemessen werden. Soziologie wird schmerzhaft auf ihre Oppositionen (mikro- versus makroanalytisch, qualitativ versus quantitativ, handlungstheoretisch versus strukturtheoretisch etc.) zurückgeworfen, die nun aber nicht etwa in eine – offensichtlich kapazitätär stark beschränkte – hegemoniale Konstellation aufzulösen wären, sondern im Sinne einer konfrontativen Arbeitsteilung an den Gegenständen produktiv zu machen sind. Denn nochmals: Kein Paradigma allein erweist sich überhaupt als prüfungstauglich; kein Paradigma kann glaubhaft Problemangemessenheit demonstrieren; jedes hegemoniale Versprechen hält nur Stand, wenn wesentliche existentielle Fragen relativiert, ausgespart bzw. verdrängt werden.

Daraus ergibt sich das zeitgenössische Erfordernis und die Notwendigkeit der Durchsetzung der Multiparadigmatik in den verschiedenen apparativen Praxis- und Diskurszusammenhängen des Faches. Dies zu fordern und zu propagieren ist kein Plädoyer für eine wie immer geartete »best practice« oder für einen Burgfrieden, sondern das Insistieren auf einer Notwendigkeit zur Auseinandersetzung an den Gegenständen und Problemen angesichts drängender gesellschaftlicher Anfragen. Die Soziologie muss sich, wie im Übrigen auch ihre Untersuchungsfelder, an den drängenden Problemen neu erfinden. Ein Gestus der wechselseitigen Anerkennung von Kapazitäten und das Eingeständnis von Bedingtheiten sind hierfür eine Art diskursethischer Ausgangspunkt. Entscheidend ist die Betonung dessen, was unsere Herangehensweisen

zu fassen in der Lage sind und was noch nicht bzw. nicht mehr. Wir müssen derart ein ganzes Arsenal leidlich funktionierender Apparate aufbieten und aktualisieren, um die wechselnden Gegenstands- und Problemkonstellationen aufzunehmen. Für eine solche zeitgenössische Multiparadigmatik bedarf es einer an den Möglichkeiten orientierten Affirmation *und* Kritik. Das Fach hat sich als vielfältiges Ganzes den Realitätsprüfungen auszusetzen und an diesen zu bewähren, will es als gesellschaftliches Vermögen adressierbar bleiben.

## Literatur

- Abbott, A. 2001: *Chaos of Disciplines*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Adorno, T.W. 1969: Zur Logik der Sozialwissenschaften. In T.W. Adorno, R. Dahrendorf, H. Pilot, H. Albert, J. Habermas, K.R. Popper, *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 125–143.
- AK Postwachstum (Hg.) 2016: *Wachstum – Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistischen-industriellen Lebensweise*. Frankfurt am Main: Campus.
- Baur, N., Knoblauch, H. 2018: Die Interpretativität des Quantitativen, oder: Zur Konvergenz von qualitativer und quantitativer empirischer Sozialforschung. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 439–461.
- Blättel-Mink, B. 2019: Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise? *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 1, 37–51.
- Boltanski, L. 2010: *Soziologie und Sozialkritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1984: *Homo Academicus*. Stanford: Stanford University Press.
- Brand, U., Wissen, M. 2017: *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: Hanser.
- Braudel, F. 1977: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die *longue durée*. In C. Honnegger, M. Bloch, F. Braudel, L. Febvre (Hg.), *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zu einer systematischen Aneignung historischer Prozesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burzan, N. 2019: Über eine multiparadigmatische Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 1, 28–36.
- Danckwerts, D. 1969: Soziologie und politische Entwicklung. In B. Schäfers (Hg.), *Thesen zur Kritik der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 29–49.
- Foucault, M. 1980: *Power and Strategies*. In C. Gordon (Hg.), *Power/Knowledge. Selected Interviews and other Writings by Michel Foucault, 1972–1977*. New York: Pantheon Books, 134–145.
- Garfinkel, H. 1988: Evidence for Locally Produced, Naturally Accountable Phenomena of Order, Logic, Reason, Meaning, Method, etc. In and as of the Essential Quiddity of Immortal Ordinary Society, (I of IV): An Announcement of Studies. *Sociological Theory*, vol. 6, no. 1, 103–109.

- Goffman, E. 1983: *The Interaction Order*. *American Sociological Review*, vol. 48, no. 1, 1–17.
- Haraway, D. 1997: *Modest\_Witness@second\_Millennium.FemaleMan\_Meets\_Oncomouse: Feminism and Technoscience*. New York: Routledge.
- Hirschauer, S. 2018: *Der Quexit. Das Mannheimer Milieu im Abseits der Soziologie*. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 7. Jg., Heft 1, 153–167.
- Hoppe, K. 2017: *Politik der Antwort. Zum Verhältnis von Ethik und Politik in Neuen Materialismen. Behemoth – A Journal on Civilisation*, 10. Jg., Heft 1, 10–28.
- Joas, H., Knöbl, W. 2008: *Kriegsverdrängung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaufmann, F.X. 1969: *Soziologie und praktische Wirksamkeit*. In B. Schäfers (Hg.), *Thesen zur Kritik der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 68–79.
- Kolanoski, M. 2018: *Trans-Sequential Analysis, or: A production-focused approach to procedurally organized work*. *Ethnographic Studies*, iss. 15, 58–82.
- Kopatz, M. 2018: *Ökorroutinen. Damit wir tun, was wir für richtig halten*. Ein Ideenbuch zur Erlösung der Konsumenten. Wuppertal: oekom Verlag.
- Kuhn, T.S. 1977: *Second Thoughts on Paradigms*. In T.S. Kuhn, *The Essential Tension. Selected Studies in Scientific Tradition and Change*. Chicago: University of Chicago Press, 293–319.
- Latour, B. 2018: *Das Terrestrische Manifest*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lessenich, S. 2016: *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. München: Hanser.
- Luhmann, N. 1986: *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. 2014: *Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. 5. Auflage. Konstanz: UVK.
- Marchart, O. 2013: *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Marcuse, H. 1967: *Der eindimensionale Mensch*. Berlin: Luchterhand.
- Mills, C.W. 1959: *Sociological Imagination*. New York: Oxford University Press.
- Nachtwey, O. 2016: *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Neckel, S., Besedovsky, N., Boddenberg, M., Hasenfratz, M., Pritz, S.M., Wiegand, T. (Hg.) 2018: *Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit*. Bielefeld: transcript.
- Offe, C. 2003: *Herausforderungen der Demokratie. Zur Integrations- und Leistungsfähigkeit politischer Institutionen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Saito, K. 2016: *Natur gegen Kapital: Marx' Ökologie in seiner unvollendeten Kritik des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schäfers, B. (Hg.) 1969: *Thesen zur Kritik der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Scheffer, T. 2010: *Adversarial Case-Making. An Ethnography of the English Crown Court*. Leiden: Brill.

- Scheffer, T. 2018: Spielarten der Trans-Sequentialität. Zur Gegenwartsdiagnostik gesellschaftlicher Problembearbeitungskapazitäten entwickelt aus Ethnographien staatlicher Verfahren. In S. Gießmann, T. Röhl (Hg.), *Materialität der Kooperation*. Reihe »Medien der Kooperation«. Wiesbaden: Springer VS.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2013: Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung. *SOZIOLOGIE*, 42. Jg., Heft 3, 255–270.
- Schmidt, R. 2017: Soziale Praktiken als öffentliche Sinnzusammenhänge. *Phänomenologische Forschungen*, 16. Jg., Heft 2, 159–172.
- Schmidt, R. 2019: Entscheiden als retroaktives Regelfolgen. In U. Pfister (Hg.), *Kulturen des Entscheidens: Narrative – Praktiken – Ressourcen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 52–70.
- Solga, H., Powell, J., Berger, P.A. (Hg.) 2009: *Soziale Ungleichheit: Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Frankfurt am Main: Campus.
- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., Scheffer, T. 2018: Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Denkanstoß. *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., Heft 2, 83–100.
- Vaughan, D. 1996: *The Challenger Launch Decision: Risky Technology, Culture, and Deviance at NASA*. Chicago: University of Chicago Press.

# Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«?<sup>1</sup>

*Markus Holzinger*

In den letzten Jahren ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften ein zunehmendes Misstrauen gegen eurozentrische Kategorien und Paradigmen geäußert worden, dessen Bestrebungen sich schließlich vor einigen Jahren in einer »postkolonialen Theorie« bündelten. Wie die E-Mail-Debatte zeigt, gibt es bei einigen Autoren den Drang, die Diskussion um Imperialismus und Postimperialismus erneut aufzunehmen (Boatcă, Farzin, Go 2018). Gefordert wird generell ein »neuer« postkolonialer »turn«, der die »analytische Bifurcation« (Go 2017: 197) zwischen dem »modernen Westen« und seinem (traditionellen) »Anderen« aufhebt, denn »as opposites, they are seen as separated when in fact they are often constitutively connected« (ebd.: 197). Ein neuer »Relationismus« (Go 2016: 118ff.) und der Ruf nach »connected histories« (Bhambra 2016a: 347) sind Begrifflichkeiten, mit denen das Neue dieser Forschungsrichtung umrissen werden soll. Die Frage, die sich stellt, lautet, ob die formulierten Ansprüche wirklich so neu sind, dass sie den Ruf nach einem neuen »turn« rechtfertigen, oder ob sie eher – wie so häufig in der Soziologie –, dem Versuch gleichen, »alten Wein in neue Schläuche zu füllen«? Ohne den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, ist im Folgenden zumindest an einige Tatbestände zu erinnern, die augenscheinlich leicht dem Vergessen anheimfallen.

Zunächst ist festzuhalten: Die Eurozentrismus-Kritik, die die postkoloniale Kritik übt,<sup>2</sup> trifft bei vielen Sozialwissenschaftlern und Historikern auf

---

1 Kommentar zur E-Mail-Debatte über »Postcolonialism and Sociology«, SOZIOLOGIE, Heft 4, 2018, 423–438.

2 Das Standardargument lautet: »Sociology's orientation to history has generally been based around an implicit consensus on the emergence of modernity and the related rise of the West, as well as around a stadial idea of progressive development and the privileging of Eurocentred histories in the construction of such an account.« (Bhambra 2016b: 962)

große Resonanz. So ließe sich über die Triftigkeit des Eurozentrismus-Vorwurfs leicht Konsens erzielen, wenn man zum Beispiel an die zentralen Basisprämissen der Modernisierungssoziologie denkt (Chakrabarty 2000; Knöbl 2001; 2007). Sieht man die Dinge so, ergibt sich im Hinblick auf die Aktualität der neueren »postkolonialen Soziologie« eine ganze Reihe von Fragen.

Postkoloniale Perspektiven – von Edward Said über Homi Bhabha, Stuart Hall, Gayatri Chakravorty Spivak bis hin zur Latin American Subaltern Studies Group – sind bereits in den 1980er Jahren entstanden und werden seit Jahrzehnten diskutiert (vgl. Conrad, Randeria 2002; McLennan 2013; Varela, Dhawan 2005).<sup>3</sup> Was die Imperialismus- und Kolonialismus-Forschung betrifft, wird man sogar urteilen müssen, dass diese seit gut zwanzig Jahren ein geradezu »modisches Thema« (Knöbl 2012: 19) darstellt, auch was die Flut der Publikationen zu diesem Thema betrifft. Selbst in der Soziologie, wo Begriffe wie Kolonialismus und Imperialismus zunächst »vergleichsweise wenig Beachtung« (ebd.) erfahren haben, wird seit einigen Jahren über diese Themengebiete geforscht (zum Beispiel Steinmetz 2013; 2014). Seit den 2000er-Jahren hat die Kolonialismus-Forschung durch die »Global History«-Perspektive zahlreiche neue Impulse erhalten. Es gibt eine Reihe von Überblicks- und Gesamtdarstellungen, die sich mit der imperialen Vergangenheit befassen (zum Beispiel Ballantyne, Burton 2012; Burbank, Cooper 2012; Darwin 2008; Elliott 2007; Mann 2012; Osterhammel 2009: 464ff.; Reinhard 2016). Insbesondere in der sogenannten »California School of World History« – Kenneth Pomeranz, Roy Bin Wong, Andre Gunder Frank und Jack Goldstone – spielt der Kolonialismus eine entscheidende Rolle in der Frage, wie es zum Aufstieg westlicher Herrschaft gekommen ist.

Angesichts einer solchen Forschungssituation ist eine kaum mehr zu überblickende Zahl von Einzelstudien entstanden. Die koloniale Verwaltung ist seit Jahren Gegenstand der Forschung (Eckert 2007; Eckert, Pesek 2004; Pesek 2005; Spittler 1981). Es liegen ausführliche Studien zur kolonialen Justiz und zum Strafrecht und Strafprozessrecht der Schutzgebiete vor (zum Beispiel Schaper 2012; Schlottau 2007). Das beste Buch über die »koloniale Verwaltung« aus deutscher (soziologischer!) Feder stammt aus dem Jahre 1994 und wurde von Trutz von Trotha vorgelegt. Nicholas Dirks (2001) hat

---

3 Die Kritik am Dualismus zwischen »dem Westen« und »dem Osten« oder der »Moderne« und der »traditionalen Gesellschaft« ist so alt wie die Modernisierungstheorie selbst. Reinhard Bendix warnte schon 1977 vor der Übersimplifizierung dieser Dichotomie: »Over-simplification resulted from ideological interpretations of the contrast between tradition and modernity, and from generalization of the European experience.« (1996: 363)



mit seinen Studien über das indische Kastenwesen die langfristigen Konsequenzen der kolonialen Durchdringung Indiens, vor allem die Vorstellung von »Kaste« als Basis aller sozialen Ordnung, aufgezeigt. Es gibt eine Diskussion über die Auswirkungen des »kolonialen Erbes« und über dessen unterschiedliche Wachstumspfade in einzelnen Regionen (Lange, Mahoney, vom Hau 2006; Lange 2009; Mahoney 2010). Auf der Suche nach Brüchen und Kontinuitäten zwischen kolonialer und nachkolonialer Ära in der Weltwirtschaft, werden die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Kolonialismus ausgelotet (Beckert 2014; von Albertini 1976; Bergesen, Schoenberg 1980; Wallerstein 1986). Die Bezüge reichen hier bis zu neueren Arbeiten, die sich mit dem Thema Neokolonialismus befassen (Bergesen 2013; Ziai 2012). Es gibt, eng damit zusammenhängend, Studien über die Sklaverei als Phänomen der wirtschaftlichen Globalisierung und Verflechtung (zum Beispiel Beckert 2014; Wirz 1984), aber auch über den politischen Kampf gegen Sklavenhandel und Sklaverei (zum Beispiel Campbell 2004; Osterhammel 2000). Ebenso wurden zahlreiche Arbeiten über die Kolonialkriege und Dekolonialisierungskriege vorgelegt (vgl. Anderson 2005: 4; Elkins 2005; Walter 2014; Wirz 1982). Vor allem die radikale »Dichotomie der Zivilisierten gegen die Barbaren« (Hochgeschwender 2007: 285) als Grundlage exterminatorischer Motivationen stieß auf reges Forschungsinteresse, so dass es mittlerweile auch eine Debatte über den Zusammenhang von Kolonialismus, Gewalt und Vernichtung, wie etwa den deutschen Genozid in Südwest-Afrika, gibt (Gewald 1999; Zimmerer, Zeller 2003). In diesem Zusammenhang wird die Rolle der Gewalt in Bezug auf den Kolonialisierungstypus – Beherrschungskolonien, Siedlungskolonien, Stützpunktkolonien – (siehe dazu Knöbl 2012; Steinmetz 2014: 84; Veracini 2010) oder die Funktion der »Zivilisierungsmission« als Legitimationsgrundlage kolonialer Herrschaft (Barth, Osterhammel 2005) untersucht. Auch die Geschichte anticolonialer Bewegungen sowie die Probleme nachkolonialen nation-buildings stehen im Fokus des Forschungsinteresses (zum Beispiel Bayart 1993; Bandeira, Costa Pinto 2015; Duara 2004; Mbembe 2001; Shipway 2008).

Stellt man in Rechnung, dass die obigen Hinweise zur Forschung über den Kolonialismus gleichsam nur die Spitze des Eisberges internationaler Forschungsbemühungen darstellen,<sup>4</sup> kann man Manuela Boatcă nur zustimmen, wenn sie darauf hinweist, dass die Imperial- und Kolonialisierungsforschung und eine damit zusammenhängende Eurozentrismus-Kritik *seit langer*

---

<sup>4</sup> George Steinmetz verweist auf folgende Tatsache: »A recent bibliography covering just the British Empire runs to more than 1.000 pages.« (2014: 78)

*Zeit* existiert (Boatcă, Farzin, Go 2018: 425f.). Angesichts dessen wird nicht ganz deutlich, welche radikal neuen Erkenntnisse – Go spricht von »bring in« some new things« (2017: 196) – die »neue postkoloniale Soziologie« liefert (zum Beispiel Bhambra 2016b; Go 2013, 2016). Vor dem Hintergrund, dass das Thema seit Jahrzehnten (auch in der Soziologie) diskutiert wird, lässt sich wohl ein neuer »turn« kaum lediglich dadurch rechtfertigen, dass die Soziologie sich nun dazu aufgerufen fühlt, to bring »the history of colonialism into our theories and research« (Boatcă, Farzin, Go 2018: 424).<sup>5</sup>

Dass es dabei in der »postkolonialen Soziologie« um noch andere epistemische und methodische Sachverhalte geht, bleibt unbenommen. Aber auch über Julian Gos (2016) Monographie über »Postkoloniales Denken« dürfte geurteilt werden, dass dem Experten nicht wirklich etwas vollkommen Neues präsentiert wird. Viele Topoi – wie etwa die »Wellen« der postkolonialen Theorie (Go 2016: 18ff.) oder Begriffe wie »epistemic violence« (Go 2013: 31) oder »imperial episteme« (Go 2016: 29ff.) – werden im soziologischen Diskurs seit Jahren rezipiert und waren ja gerade elementarer Bestandteil des postkolonialen Diskurses der 1980er Jahre (Spivak 1988). Für die »Geopolitik des Wissens« (Mignolo 2002) und die Probleme der Repräsentation der »Anderen« (Smith 1999) sensibilisiert zu haben, stellte doch eine der zentralen Leistungen post- und dekolonialer Kritik dar. Auch die Figur der Vernetzung, der Ruf nach »connected histories« (Bhambra 2016a: 347) oder relationalen Geschichten und Perspektiven (Go 2013) kursieren im wissenschaftlichen Diskurs seit geraumer Zeit (Conrad, Randeria 2002; Conrad 2013: 22ff.). Im Sinne einer transnationalen Öffnung des »methodologischen Nationalismus« (Ulrich Beck) war diese Perspektive durchaus wichtig, um zu einer *De-Zentrierung* des Westens beizutragen. Der Prozess der Vernetzung oder Verdichtung von Gebieten ist allerdings nicht gleichzusetzen mit der Aufhebung der »räumlichen *Asymmetrie* von Macht« (Osterhammel 2017: 52) und schon gar nicht mit dem Verschwinden »sozialer Ungleichheit« (ebd.).

Um nicht missverstanden zu werden: Es soll hier nicht behauptet werden, dass es im Kontext der Kolonialismus-Debatte nicht noch viel zu

---

5 Ebenso Julian Go: eine postkoloniale Soziologie »can be defined as a loosely coherent body of writing and thought that critiques and aims to transcend the structures supportive of Western colonialism and its legacies«. (2013: 29) Dass es in der Kolonialisierungsforschung auch um das Thema »race and ethnicity« (ebd.: 27) bzw. »the global and geopolitical hierarchies« (Go 2017: 196) geht, wird wohl keinen Imperialismusforscher überraschen.

forschen gäbe. Aber, was die Neuheit der Ansprüche des Neopostkolonialismus à la Go und Bhabra betrifft, drängt sich der Verdacht auf, dass der neue »postkoloniale turn«, der ja im Übrigen durchaus typisch europäisch gefärbte *Metareflexionen* transportiert, seine Wirkung vor allem auf dem Feld der Stilistik erzielt: »Was der Erzähler in der inhaltlichen Dimension nicht erlangen kann, denkt er in der ästhetischen Dimension zu erreichen.« (Kracauer 1971: 164). Man sollte sich aber davor hüten, aus Anlass einer (nachholenden) Beschäftigung mit dem Kolonialismus, wieder einmal einer »narzißtischen Reflexivität« (Bourdieu 1993) zu verfallen und die Sozialtheorie auf eine Perspektive zu verkürzen, die nicht mehr an der realen Konfrontation zwischen Forscher und Objekt interessiert ist, sondern zum Selbstzweck und zur »Tagebuchkrankheit« (Bourdieu 1993: 366) ausartet. Zweifel, solche Intentionen zu verfolgen, vermochten schon die postkolonialen Theorien nicht in jeder Hinsicht auszuräumen.<sup>6</sup>

Dass das Projekt einer »Eurozentrismus-Kritik« dennoch weiter geführt werden sollte – auch unabhängig vom Phänomen des »Kolonialismus«, der ja nur ein Teilproblem in diesem Kontext darstellt –, steht meines Erachtens trotz alledem außer Frage, insbesondere, wenn man die Beharrlichkeit gewisser »gefährlicher Prozessbegriffe« (Joas 2017: 356ff.) betrachtet, die in bestimmten Teilen der Soziologie nach wie vor en vogue sind. Es handelt sich dabei um die klassischen Prozesse funktionaler Differenzierung, Inklusion und Individualisierung, die Entwicklung von Arbeitsteilung, Marktkonkurrenz, Staatsformierung, die universale Expansion des liberal-demokratischen Rechtsstaats, die Nationenbildung oder die Säkularisierung. Sie alle stehen auf dem Prüfstand, weil man ihnen zu Recht, gerade in einer international komparativen Perspektive, einen eurozentrischen Bias vorwirft (Cooper 2012: 160ff.). Insbesondere bei *dem* Klassiker der Modernisierungssoziologie, der Theorie funktionaler Differenzierung (vor allem in der Version von Niklas Luhmann) handelt es sich um eine Theorie, »die jedes soziale Phänomen kontingent setzen kann und nur eines nicht, nämlich eben den Prozess fortschreitender funktionaler Differenzierung« (Joas 2017: 364). Man muss sich nur einmal vergegenwärtigen, dass der Kolonialismus und die imperiale Ordnung bis heute in der Welt der Differenzierungstheorie

---

6 Einige Kritiker gehen sogar soweit zu sagen, dass es den »postkolonialen Theoretikern« gar nicht um den »Anderen« geht, sondern tatsächlich nur um den »Westen« selbst: »Postcolonialism, then, is rebuked as more a concern about ourselves [Western intellectuals] than about those who do live in actual postcolonial societies: [...] Postcolonialism, it seems, belongs to Third World globetrotters and frivolous Western intellectuals, not to those with a real concern for politics, poverty and injustice.« (Abrahamson 2003: 194)

Bielefelder Provenienz gar nicht vorzukommen scheint (Holzinger 2012), aber mit Sicherheit bis ins 20. Jahrhundert die »im Weltmaßstab dominante territoriale Organisationsform von Macht« gewesen ist (Osterhammel 2009: 606). Noch in den 1930er Jahren »gehörten beinahe 85 Prozent des globalen Territoriums zu einem der Imperialsysteme oder waren vormals europäische Kolonialgebiete gewesen« (Ballantyne, Burton 2012: 288). Es ist verwunderlich, mit welcher geschichtsblinden Unbedarftheit, eurozentrische Begriffe wie »Staat«, »Demokratie«, »Inklusion«, »Rechtsstaat« und die »Menschenrechte« in vielen soziologischen Texten bis heute als Standardrepertoire der Moderne propagiert werden (siehe etwa Holzer 2015), obgleich man wissen kann, dass beispielsweise historisch gesehen nicht die Inklusion, sondern Exklusion, das heißt »die Klassifikation nach Rassezugehörigkeit mit einigem Recht den Spitzenplatz beanspruchen« würde (McCarthy 2015: 43). Während in vielen theoretischen Positionen schon längst eine »Absage an die Teleologien der Modernisierungstheorie« (Conrad 2013: 22) erteilt wird, wird die quasi-Hegelianische Funktion, die in der Bielefelder Soziologie dem Weltgesellschaftsbegriff zukommt, ganz explizit mit Rekurs auf die Tradition der westlich orientierten »bürgerlichen Gesellschaft« (Luhmann 2017: 442) begründet. Dazu passt der Einwand Dipesh Chakrabartys (2002: 284) oder auch Julian Gos, dass seit Generationen Philosophen und Sozialwissenschaftler des Westens Theorien aufgestellt haben, »welche für die gesamte Menschheit Gültigkeit beanspruchen. Formuliert wurden diese Aussagen allerdings, wie wir nur zu gut wissen, in relativer und bisweilen absoluter Unkenntnis der Erfahrung der Mehrheit der Menschheit, das heißt derjenigen Menschen, die in nichtwestlichen Kulturen leben.«<sup>7</sup> (Go 2016: 63) Mit anderen Worten: dass diese Prozesse derzeit zur Disposition stehen, bedeutet eben nicht, dass sie für den *Mainstream der Soziologie* nicht doch zum Standardprogramm der Soziologie gehören, obwohl schon *seit Jahren* Zweifel an deren universeller Geltung gehegt werden (siehe nur Cooper 2012; Knöbl 2001; 2007). Zentrale eurozentrische Begrifflichkeiten dürften gerade in Deutschland, immer noch großen Zuspruch erhalten, so dass eine ernsthafte »decolonization of the discipline« (Steinmetz 2014: 94) sicherlich noch aussteht. Nach meinem Dafürhalten gibt es gegen diese Kontext- und Geschichtsblindheit der Soziologie nur zwei Rezepte. Die Soziologie muss *erstens* weit mehr Mühe auf das Problem aufwenden, die methodischen Konsequenzen

---

7 Die europäische Sozialwissenschaft, so auch Immanuel Wallerstein, »was resolutely universalist in asserting that whatever it was that happened in Europe in the sixteenth to nineteenth centuries represented a pattern that was applicable everywhere«. (1997: 96)

einer systematischen Berücksichtigung der *historischen* und *kontextspezifischen* Dimension von Globalisierungsprozessen für die sozialwissenschaftliche Theorie- und Begriffsbildung in angemessener Form zu begreifen (Holzinger 2018). Eine Forschungskultur, die um Komplexität bemüht ist, kann es sich nicht mehr leisten, die globale Moderne als ein narratives Artefakt, unabhängig von der »Geschichte als realem Vollzug« (Plaggenborg 2006: 357) zu denken. Allein »ein an den Fakten orientierter und mit Anschauungsmaterial gesättigter Aufschluß des geschichtlichen Werdegangs« bestimmter Gesellschaftsformen (Elias 1991: 476) vermag Klärung herbeizuschaffen, wie Strukturen regionenspezifisch zu kategorisieren sind. Dass diese Forschungsrichtung zu einer Relativierung auch westlicher Kategorien führen wird, dürfte unvermeidlich sein. Jürgen Osterhammel hat dies folgendermaßen beschrieben:

»Pauschale Vorstellungen vom »bürgerlichen Subjekt, von »funktionaler Differenzierung« innerhalb von Gesellschaften oder »Zivilgesellschaften« werden erst dann brauchbar, wenn sich angeben lässt, worauf sie sich in der historischen Wirklichkeit beziehen.« (Osterhammel 2009: 1282)

Sozialtheoretisch bedeutet dies *zweitens*, dass alle Erkenntnisse der Soziologie relational »auf Sinn- und letzten Endes auf historische Seinszusammenhänge« (Mannheim 1985: 77) verwiesen werden. Es gibt keinen Standpunkt außerhalb bestimmter Lebensformen, Situationen, Paradigmen – und diachron gesehen – außerhalb des Wandels historischer Prozesse. Die Soziologie muss stets prüfen, ob ihre Kategorien und Termini »auch dem Selbstverständnis der erforschten Kulturbereiche« entsprechen (Srubar, Renn, Wenzel 2005: 8). Eine solche perspektivische Epistemologie steht freilich methodisch noch am Anfang. An dieser Stelle gilt es, dennoch einzuhaken und auf der Basis bisheriger Überlegungen die Weichen für weitere Forschungen zu stellen.

## Literatur

- Abrahamsen, R. 2003: African Studies and the Postcolonial Challenge. *African Affairs*, vol. 102, no. 407, 189–210.
- Anderson, D. 2005: *Histories of the Hanged. Britain's Dirty War in Kenya and the End of Empire*. London: Weidenfeld.

- Ballantyne, T., Burton, A. 2012: Imperien und Globalität. In A. Iriye, J. Osterhammel (Hg.), *Geschichte der Welt 1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege*. München: C.H. Beck, 287–432.
- Barth, B., Osterhammel, J. (Hg.) 2005: *Zivilisierungsmissionen: Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*. Konstanz: UVK.
- Bayart, J.-F. 1993: *The State in Africa: The Politics of the Belly*. Longman: London.
- Beckert, S. 2014: *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*. München: C.H. Beck.
- Bendix, R. 1996: *Nation-Building and Citizenship. Studies of Our Changing Social Order*. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Bergesen, A., Schoenberg R. 1980: Long Waves of Colonial Expansion and Contraction. In A. Bergesen (ed.), *Studies of the Modern World-System*. New York: Academic, 231–277.
- Bergesen A. 2013: The New Surgical Imperialism: China, Africa, and oil. In G. Steinmetz (ed.) 2013: *Sociology and Empire. The Imperial Entanglements of a Discipline*. Durham, NC: Duke University Press, 300–318.
- Bhambra, G. 2016a: Comparative Historical Sociology and the State: Problems of Method. *Cultural Sociology*, vol. 10, no. 3, 335–351.
- Bhambra, G. 2016b: Postcolonial Reflections on Sociology. *Sociology*, vol. 50, no. 5, 960–966.
- Boatcă, M., Farzin, S., Go, J. 2018: E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 423–438.
- Bourdieu, P. 1993: Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In E. Berg, M. Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 365–375.
- Burbank, J., Cooper F. 2012: *Imperien der Weltgeschichte. Das Repertoire der Macht vom alten Rom und China bis heute*. Frankfurt am Main: Campus.
- Campbell, G. (ed.) 2004: *The Structure of Slavery in Indian Ocean Africa and Asia*. London: Routledge.
- Chakrabarty D. 2000: *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Chakrabarty, D. 2002: Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In S. Conrad, S. Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Unter Mitarbeit von Beate Sutterlüty. Frankfurt am Main: Campus, 283–312.
- Conrad, S. 2013: *Globalgeschichte. Eine Einführung*. München: C.H. Beck.
- Conrad, S., Randeria, S. 2002: *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in der Geschichte der Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus.
- Cooper, F. 2012: *Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive*. Frankfurt am Main: Campus.
- Darwin, J. 2008: *After Tamerlane. The Global History of Empire since 1405*. London: Routledge.

- Dirks, N. 2001: *Castes of Mind. Colonialism and the Making of Modern India*. Princeton: University Press Group.
- Duara, P. 2004 (ed.): *Decolonization: Perspectives from Now and Then*. London, New York: Routledge.
- Eckert, A. 2007: *Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokratien, staatliche Ordnung und Politik in Tanzania 1920–1970*. München: Oldenbourg.
- Eckert, A., Pesek, M. 2004: *Bürokratische Ordnung und koloniale Praxis. Herrschaft und Verwaltung in Preußen und Afrika*. In S. Conrad, J. Osterhammel (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 87–106.
- Elias, N. 1991: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elkins, C. 2005: *Britain's Gulag: The Brutal End of Empire in Kenya*. London: Cape.
- Elliott, J.H. 2007: *Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492–1830*. New Haven: Yale University Press.
- Gewald, J.-B. 1999: *Herero Heroes: A Socio-Political History of the Herero of Namibia, 1890–1923*. Oxford: James Currey.
- Go, J. 2013: *For a Postcolonial Sociology*. *Theory & Society*, vol. 42, no. 1, 25–55.
- Go, J. 2016: *Postcolonial Thought and Social Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Go, J. 2017: *Decolonizing Sociology. Epistemic Inequality and Sociological Thought*. *Social Problems*, vol. 64, no. 2, 194–199.
- Hochgeschwender, M. 2007: *Kolonialkriege als Experimentierstätten des Vernichtungskrieges?* In D. Beyrau, M. Hochgeschwender, D. Langewiesche (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh, 269–290.
- Holzer, B. 2015: *Politische Soziologie*. Baden-Baden: Nomos.
- Holzinger, M. 2012: *Ist die Weltgesellschaft funktional differenziert? Niklas Luhmanns Staatskonzept im Spiegel parastaatlicher Gewalt und informeller Staatlichkeit*. *Politisches Denken. Jahrbuch 2012*, 201–231.
- Holzinger, M. 2018: *Warum die Weltgesellschaft nicht existiert. Kritische Reflexionen zu einigen empirischen und epistemologischen Problemen der Theorie der Weltgesellschaft*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 70. Jg., Heft 2, 183–211.
- Jerónimo, M.B., Costa Pinto, A. (eds.) 2015: *The Ends of European Colonial Empires: Cases and Comparisons*. Houndmills, New York: Palgrave Macmillan.
- Joas, H. 2017: *Die Macht des Heiligen*. Berlin: Suhrkamp.
- Knöbl, W. 2001: *Spielräume der Modernisierung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Knöbl, W. 2007: *Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika*. Frankfurt am Main: Campus.
- Knöbl, W. 2012: *Imperiale Herrschaft und Gewalt*. *Mittelweg* 36, 21. Jg., Heft 3, 19–44.
- Kracauer, S. 1971: *Schriften 4: Geschichte – Vor den letzten Dingen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lange, M. 2009: *Lineages of Despotism and Development. British Colonialism and State Power*. Chicago: University of Chicago Press.

- Lange, M., Mahoney, J., vom Hau, M. 2006: Colonialism and Development: A Comparative Analysis of Spanish and British Colonies. *American Journal of Sociology*, vol. 111, no. 5, 1.412–1.462.
- Luhmann, N. 2017: *Systemtheorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Mahoney, J. 2010: *Colonialism and Postcolonial Development. Spanish America in Comparative Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mann, M. 2012: *The Sources of Social Power. Volume 3. Global Empires and Revolution, 1890–1945*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mannheim, K. 1985: *Ideologie und Utopie*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Mbembe, A. 2001: *On the postcolony*. Berkeley: University of California Press.
- McCarthy, T. 2015: *Rassismus, Imperialismus und die Idee menschlicher Entwicklung*. Berlin: Suhrkamp.
- McLennan G. 2013: *Postcolonial critique: The Necessity of Sociology*. In J. Go (ed.), *Postcolonial Sociology*. Bingley: Emerald Group, 119–144.
- Mignolo, W. 2002: *The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference*. *The South Atlantic Quarterly*, vol. 101, no. 1, 57–96.
- Osterhammel, J. 2000: *Sklaverei und die Zivilisation des Westens*. München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung.
- Osterhammel, J. 2009: *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: C.H. Beck.
- Osterhammel, J. 2017: *Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart*. München: dtv.
- Pesek, M. 2005: *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*. Frankfurt am Main: Campus.
- Plaggenborg, S. 2006: *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*. Frankfurt am Main: Campus.
- Reinhard, W. 2016: *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*. München: C.H. Beck.
- Schaper, U. 2012: *Koloniale Verhandlungen. Gerichtsbarkeit, Verwaltung und Herrschaft in Kamerun 1884–1916*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schlottau, R. 2007: *Deutsche Kolonialrechtspflege. Strafrecht und Strafmacht in den deutschen Schutzgebieten 1884 bis 1914*. Frankfurt am Main: Lang.
- Shipway, M. 2008: *Decolonization and its Impact: A Comparative Approach to the End of the Colonial Empires*. Malden-Oxford: Carlton, Blackwell Publishing.
- Smith, L.T. 1999: *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*. London: Zed Books.
- Spittler, G. 1981: *Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat. Das koloniale Französisch-Westafrika, 1919–1939*. Freiburg im Breisgau: Steiner.
- Spivak, G.C. 1988: *Can the Subaltern Speak?* In C. Nelson, L. Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana-Champaign: University of Illinois Press, 271–313.



- Srubar, I., Renn, J., Wenzel, U. 2005: Vorwort. In I. Srubar, J. Renn, U. Wenzel (Hg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS, 7–17.
- Steinmetz, G. (ed.) 2013: *Sociology and Empire. The Imperial Entanglements of a Discipline*. Durham, NC: Duke University Press.
- Steinmetz, G. 2014: *The Sociology of Empires, Colonies, and Postcolonialism. Annual Review of Sociology*, vol. 40, 77–103.
- Varela, M. d. C., Dhawan, N. 2005: *Postkoloniale Theorie. Ein kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript.
- Veracini L. 2010: *Settler Colonialism: A Theoretical Overview*. New York: Palgrave Macmillan.
- von Albertini, R., 1976: *Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940*. Zürich, Freiburg im Breisgau: Atlantis-Verlag.
- von Trotha, T. 1994: *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des »Schutzgebietes Togo«*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wallerstein I. 1986: *Africa and the Modern World*. Trenton, NJ: African World.
- Wallerstein, I. 1997: *Eurocentrism and its Avatars: The Dilemmas of Social Science*. *New Left Review*, issue 226, 93–108.
- Walter, D. 2014: *Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion: Gestalt und Logik des Imperialkrieges*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Wirz, A. 1982: *Krieg in Afrika. Die nachkolonialen Konflikte in Nigeria, Sudan, Tschad und Kongo*. Wiesbaden: Steiner.
- Wirz, A. 1984: *Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ziai, A. 2012: *Neokoloniale Weltordnung? Brüche und Kontinuitäten nach der formalen Dekolonisation*. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, Heft 44–45.
- Zimmerer, J., Zeller, J. (Hg.) 2003: *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*. Berlin: Ch. Links Verlag.

## Wieso braucht es eine Nachwuchsgesellschaft für Politik- und Sozialwissenschaften?

*David Prinz, Richard Roske*

Die Idee der Deutschen Nachwuchsgesellschaft für Politik- und Sozialwissenschaften e.V. (DNGPS) und damit die Antwort auf die Titelfrage liegt im Wandel der wissenschaftlichen Akademie und der Rolle der Studierendenschaft. Ein entscheidender Wendepunkt der letzten Jahrzehnte war der europäische Bologna-Prozess. Das politische Ziel jener Reorganisation des Wissenschaftsbetriebs war es, bei gleichzeitiger Gewährleistung eines hohen akademischen Standards, die Qualifikation der Studierenden für den (europäischen) Arbeitsmarkt zu quantifizieren, zu aktualisieren und zu fördern. Dieses Vorhaben wurde nicht nur verfehlt, sondern es führte vielmehr zu einer voranschreitenden Desintegration der Studierendenschaft. Durch die – teils ökonomisch motivierten – Veränderungen geriet die Universität in Mitleidenschaft. Sowohl Lehrstühle als auch fachspezifische Institute müssen sich heute mehr denn je, auch im Wettbewerb miteinander, behaupten. Insbesondere für das Studium der Politik- und Sozialwissenschaften haben die Umwälzungen der Bologna-Reformen weitreichende Veränderungen mit sich gebracht. Neben der generellen Prekarisierung der Wissenschaft ist ein Rückgang der Partizipation der Studierenden im akademischen Betrieb zu verzeichnen. Ein hohes Maß an Selbstgestaltung wickelt ein System der Verschulung. Der wissenschaftliche Dialog zwischen den Studierenden und dem akademischen Mittelbau hat sich sichtbar verschlechtert. Die DNGPS möchte diesen verloren gegangenen Raum, als Substitut, mit studentischem Engagement wiederbeleben und füllen. Sie möchte eine Lücke schließen und einen Raum für all jene schaffen, die sich mit ihrem Engagement und ihrem Interesse an politik- und sozialwissenschaftlicher Forschung ausprobieren möchten.

Damit dieses Vorhaben gelingen kann, engagieren sich seit der Gründung der DNGPS 2011 in Osnabrück Studierende aus dem gesamten Bundesgebiet. Aktuell steht die DNGPS auf vier Säulen. Neben einer Vielzahl

an (Methoden-)Workshops und Lesekreisen zählen zu den zentralen Organen die zwei aktiven Arbeitsgruppen Politische Theorie und Analytische Soziologie, unsere Working-Paper-Reihe in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich sowie die jährlich stattfindende Fachtagung. Die DNGPS lebt seit nunmehr sieben Jahren von der Mitgestaltung und Beteiligung der Studierenden. Sie bietet ihren aktuell 165 Mitgliedern eine Reihe von (digitalen) Plattformen für die wissenschaftliche Vernetzung und Partizipation. Zuletzt organisierte die Nachwuchsgesellschaft auf dem 27. Wissenschaftlichen Kongress der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW) im September 2018 das wissenschaftliche Nachwuchspanel »Grenzenlose Demokratie und ihre Grenzen« auf dem Campus Westend der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Wir verstehen uns in unserer Konzeption als klassischen Möglichkeitsraum: Studierenden wird es ermöglicht, die eigenen wissenschaftlichen Ideen, Konzepte und Formate umzusetzen, sofern diese auf Resonanz stoßen und dem satzungsgemäßen Selbstverständnis des Vereins nicht widersprechen. In dieser Rolle ist es unsere Aufgabe, den Studierenden – insbesondere jenen der Fach- und Teildisziplinen der Politikwissenschaften und der Soziologie – den Anschluss an den akademischen Diskurs zu ermöglichen.

## Wir fördern die Publikation von studentischen Arbeiten

Trotz der Tatsache, dass studentische Seminar-, Haus- oder Projektarbeiten oftmals hohe wissenschaftliche Qualität aufweisen, verlieren sie sich meist doch in den unzähligen Ordnern auf dem digitalen Schreibtisch oder werden durch die Ablage im Papierkorb entwertet. Ein zentrales Anliegen der DNGPS-Working-Paper-Reihe ist es, diese Situation – in doppelter Weise – zu verbessern: Zum einen werden die bereits an den Universitäten verfassten Seminararbeiten aus ihrer eindimensionalen, auf die universitäre Begutachtung zugeschnittenen Rolle herausgenommen und erfahren eine neue Dimension der Wertschätzung. Zum anderen eröffnet die Publikation zum Beispiel einer Rezension, eines Essays oder eines wissenschaftlichen Aufsatzes den Studierenden die Möglichkeit, sich im Feld des wissenschaftlichen und akademischen Schreibens auszuprobieren. Es gilt, Studierende dabei zu unterstützen, eine eigene Routine des Denkens und Schreibens abseits des

Seminarkontextes zu entwickeln. Dazu gehört die Vermittlung der Prozeduren akademischer Publikationen – womit immer auch Herausforderungen verbunden sind, zum Beispiel die Kritik am eigenen Werk konstruktiv umzusetzen. Die DNGPS bietet bereits seit einigen Jahren für ihre Mitglieder die Möglichkeit der Publikation durch ein standardisiertes und anonymisiertes Peer-Review-Verfahren an – ein Vorgang, der in der Regel vier bis fünf Monate dauert. Dabei stellt sich die Working-Paper-Reihe gegenwärtig großen wissenschaftlichen Hürden. Auch wir erleben die enormen Vorteile von Open-Access-Publikationen. Nur so können wir das studentische Wissen, in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich, effektiv einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Durch unser doppeltes Review-Verfahren garantieren wir als DNGPS den Studierenden ein adäquates Feedback zu ihren wissenschaftlichen Aufsätzen, Essays oder Rezensionen sowie andererseits den Lesenden hohe wissenschaftliche Qualität. Dabei tragen die Reviewer\*innen durch ihre Arbeit erheblich zum Gelingen der Working-Paper-Reihe bei. Die DNGPS freut sich immer über engagierte Lesende aus den verschiedenen Teil- und Subdisziplinen, die sich als Reviewer\*in an unserem Publikationsprozess beteiligen. Neue Reviewer\*innen – ob erfahrene Nachwuchswissenschaftler\*innen oder Professor\*innen – sind immer willkommen (Kontakt: [working-paper@dngps.de](mailto:working-paper@dngps.de)). Zuletzt erschienen in der Reihe ein Beitrag von Franziska Wächter zu sozialarbeiterischen Tätigkeiten der extremen Rechten in Deutschland und ein Aufsatz von Oliver Niedhöfer über postidentitäre soziale Bewegungen als Form von rebellierender Demokratie.

## Arbeits- und Ortsgruppen unter dem Dach der DNGPS

Die grundlegenden Organisationseinheiten der DNGPS sind die Orts- und Arbeitsgruppen, in denen sich Studierende mit Interesse an fachlichem Austausch zusammenschließen und organisieren können. Das jüngste Beispiel ist die AG Analytische Soziologie, die sich 2017 in Mannheim gegründet hat. Seitdem veranstaltet die AG einen regelmäßig stattfindenden (digitalen) Lesekreis. Dieser befasste sich zuletzt mit dem Aufsatz von Clemens Kroneberg und Andreas Wimmer »Struggling over the Boundaries of Belonging: A Formal Model of Nation Building, Ethnic Closure, and Populism« (American Journal of Sociology 2012).

Über ihre Homepage ([www.ag-analytische-soziologie.de](http://www.ag-analytische-soziologie.de)) stellen die Beteiligten außerdem nützliche Informationen zu Fachjournals bereit, um so die Analytische Soziologie einem breiteren Spektrum an Studierenden zugänglich zu machen.

Des Weiteren wollen wir von der Erfolgsgeschichte der AG Politische Theorie berichten, die bereits seit sechs Jahren existiert. Im Gründungsaufwurf von 2012 heißt es:

»Zunehmend wird der Teilbereich »Politische Theorie« als nicht Mehrwert produzierend aus dem akademischen Curriculum aussortiert. Dieser Tendenz möchten wir uns entgegenstellen und dazu beitragen, dass »Politische Theorie« nicht nur als Randnotiz im BA- und/oder MA-Studium wahrgenommen wird. Gegen die Marginalisierung der theoretischen Vielfalt und der spannenden Diskussionen, die die Teildisziplin maßgeblich prägen, wollen wir diese als Ausgangspunkt für eine selbstständige, studentische Zusammenarbeit nehmen.«

Nach vielen absolvierten Lesekreisen und Kolloquien – zuletzt zu Herbert Marcuse, Judith Butler, Michel Foucault oder Didier Eribon – und zwei Fachtagungen lässt sich abermals unterstreichen, dass die AG dem selbstauferlegten Anspruch umfassend gerecht geworden ist. Auf hohem akademischem Niveau werden die Debatten in der Politischen Theorie begleitet, mitdiskutiert und auch angestoßen. Auf ihrer Internetpräsenz dokumentiert die AG mit ausführlichen Beiträgen die debattierten Inhalte ihrer Veranstaltungen und berichtet von fachspezifischen Tagungen. Sehr nützlich und hilfreich ist ihr digitaler Handapparat, der für all jene, die sich in die Politische Theorie vertiefen wollen, eine detailreiche Übersicht über zentrale Standard- und Nachschlagwerke bietet ([www.agpolitische.theorie.de](http://www.agpolitische.theorie.de)).

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass sich jede\*r innerhalb der vorgestellten AGs beteiligen kann – dafür ist lediglich eine einfache Kontaktaufnahme mit den jeweiligen Ansprechpartner\*innen nötig. Die Kontaktmöglichkeiten sind auf den Homepages zu finden. Neben diesen Zusammenschlüssen inhaltlicher Art ist es auch möglich sich in sogenannten Ortsgruppen zusammenzuschließen. Dies erfolgt in der Regel gebunden an die jeweilige Universität. Studentische Initiativen können sich unter dem Dach und mit Unterstützung der DNGPS zusammenschließen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Die DNGPS stellt die Infrastruktur, das Know-how, ein ansprechendes Design und die notwendigen digitalen Plattformen durch eigene Blogs sowie Homepages zur Verfügung.

## Veranstaltungen als Orte des Austauschs

Kraftakt und Höhepunkt zugleich ist für die Organisierenden die jährlich stattfindende DNGPS-Fachtagung. Sieben Jahre nach der Gründung kann der Verein auf insgesamt sechs Fachtagungen zurückblicken, die in Kooperation mit Universitäten aus dem gesamten Bundesgebiet stattgefunden haben. Inhaltlich erstreckt sich das Spektrum der Fachtagungen auf politikwissenschaftliche und soziologische Themen. Auf die Gründungstagung zu »Protest und Demokratie« folgten Tagungen zur Politischen Soziologie, zur Europäischen Außenpolitik oder Veranstaltungen unter dem Titel »Herrschaft und Widerstand – Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf umkämpfte Verhältnisse«. Die letzte Fachtagung an der Humboldt-Universität zu Berlin versammelte über 80 Gäste aus allen Statusgruppen und wurde von einem umfangreichen Rahmenprogramm begleitet, so etwa eine Keynote von Oliver Marchart von der Universität Wien zum Verhältnis von Demokratie und Prekarisierung. Noch bis zum 1. Juni 2019 läuft der Call for Papers für die diesjährige Fachtagung »Die politisierte Gesellschaft? – Politik, Protest und Emotionen«, die vom 25. bis 27. September an der Leibniz Universität in Hannover stattfinden wird.

Immer wieder war die DNGPS auch außerhalb selbst organisierter Veranstaltungen präsent. Auf den letzten drei Kongressen der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft kam es über Statusgruppen bei den gut besuchten Nachwuchspanels der DNGPS zum wissenschaftlichen Austausch. Explizit für Studierende werden zudem Workshops zu wissenschaftlichen Methoden angeboten. Die AG Politische Theorie beschäftigte sich zuletzt mit der Genealogie als Methode, Tom Mannewitz hielt auf Einladung des Vorstands einen Workshop zur Qualitative Comparative Analysis (QCA) an der Technischen Universität Chemnitz. Kaum ein Institut ist noch in der Lage, Lehre in allen relevanten Themenfeldern und Fachdiskursen anzubieten. Die DNGPS freut sich daher über Vorschläge und Initiativen von Seiten der Studierenden für Workshops, Vorträge und Lesekreise, die dieses Defizit ausgleichen.

## Die zukünftige Ausrichtung der DNGPS

Für die Zukunft der Nachwuchsgesellschaft wünschen wir uns eine engagierte Studierendenschaft, die sich noch deutlich stärker dezentral und eigenständig organisiert. Eine Studierendenschaft, die politisch engagiert und akademisch interessiert ist, die selbstbestimmt – aber auch mit Hilfe der DNGPS – Position bezieht, akademische Sichtbarkeit erlangt und die Tagesordnungen der Hochschulen wieder mitgestalten kann, die gesellschaftsrelevante, ob nun politische oder soziologische, Veranstaltungen aus eigener Initiative ins Leben ruft. Wir als DNGPS wollen uns zukünftig noch breiter und sichtbarer aufstellen. Dazu gehört auch das Vorhaben, die Vereinstätigkeiten in den kommenden Jahren möglichst auf den gesamten deutschsprachigen Hochschulraum auszuweiten. Wir wollen uns als Verein positionieren und weiter etablieren, um mit den zukünftigen Herausforderungen des Faches, als Teil der wissenschaftlichen Akademie, umzugehen und weiter wachsen zu können. Die Studierenden der verschiedenen Fachrichtungen sollen die DNGPS als einen Dachverein wahrnehmen, der ihren Anliegen Ausdruck verleiht. Wir wollen die Kooperationen mit anderen Vereinigungen sowohl aus dem akademischen Bereich als auch aus der zivilgesellschaftlichen Sphäre ausbauen. So streben wir beispielsweise eine Kooperation mit der DGS im Rahmen wissenschaftlicher Forschungsprojekte und Diskussionsforen an. Ein dezidiert soziologisches Nachwuchspanel unter Beteiligung der DNGPS auf einem der nächsten DGS-Kongresse wäre ein solches Projekt. Eine notwendige Bedingung dafür ist, dass wir unsere Vereinsstrukturen, um es mit Rosanvallon zu sagen, *responsiver* gestalten und immer wieder im Austausch mit den Studierenden verhandeln. In diesem Sinne freuen wir uns als DNGPS, insbesondere seitens des Vorstandes, über Anregungen, studentische Impulse, kooperationsfreudige Fachgesellschaften und Wissenschaftler\*innen, denen der Austausch mit ihren Studierenden am Herzen liegt.

# Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten in der Soziologie

Stellungnahme des Vorstands und Konzils der DGS<sup>1</sup>

## 1. Einleitung

Seit längerem wird die Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten durch deutsche Wissenschaftsorganisationen, darunter die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG 2015) und der Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD 2015), gefordert, gefördert und diskutiert. Es wurden Empfehlungen und Richtlinien zum Umgang mit Forschungsdaten verabschiedet,<sup>2</sup> und Drittmittelgebende legen Grundsätze für die Archivierung und Bereitstellung von Forschungsdaten zugrunde, die von Forscherinnen und Forschern, die Primärdaten generieren, schon zum Zeitpunkt der Antragstellung zu konkretisieren sind. Teilweise wird bei Anträgen zur Finanzierung der Nachweis einer Daten- und nicht nur einer Forschungslücke verlangt.

Zugleich werden in der Wissenschaft Nutzen und Probleme des Forschungsdatenmanagements diskutiert. Die Vielzahl von Forschungsweisen und Zielkonflikte in der Umsetzung wissenschaftlicher Arbeit geben Anlass für intensive Diskussionen und eine Verständigung über sachkundige Standards. Zum jetzigen Stand der Diskussion lassen sich vorab vier Punkte formulieren:

1. Nicht alle wissenschaftlich erhobenen Forschungsdaten können einer Nachnutzung zugänglich gemacht werden.
2. Die Auswahl der Forschungsgegenstände und der Forschungsfragen darf sich nicht an einer Nachnutzung von Daten ausrichten.

---

1 Wir danken den Sektionsvorständen und beteiligten DGS-Mitgliedern (unter anderem Betina Hollstein, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Jörg Strübing) für ihre Mitarbeit und Anregungen.

2 Siehe [www.dfg.de/foerderung/antrag\\_gutachter\\_gremien/antragstellende/nachnutzung\\_forschungsdaten/](http://www.dfg.de/foerderung/antrag_gutachter_gremien/antragstellende/nachnutzung_forschungsdaten/). Weiterhin wurden unter anderem folgende Texte einbezogen: Corti et al. 2005; Graduate School of Social Sciences der Universität Bremen/Zentralarchiv für Umfrageforschung der Universität Köln 2005; Stanat 2014; DGS-Sektionen Biographieforschung und Methoden der Qualitativen Sozialforschung 2014; Schönbrodt, Gollwitzer, Abele-Brehm 2017; DGfE 2017; von Unger 2018; RatSWD 2018a; 2018b.



3. Rechtliche, forschungsethische, den Aufwand und den gegenstandsadäquaten Ertrag abwägende sowie organisatorisch-technische Überlegungen sind zu berücksichtigen bei der Frage, welche Daten und weiteren Informationen wann, für wen, zu welchem Zweck und in welcher Form bereitgestellt werden können und sollen.
4. Dort, wo umfängliche Bereitstellungen und Nachnutzungen von Forschungsdaten sinnvoll sind, sind die personellen und technischen Rahmenbedingungen zu verbessern und weitere Fachkompetenz aufzubauen.

Angesichts der Vielgestaltigkeit von Forschungskonzepten, Method(ologi)en und Daten in der soziologischen Forschung dienen die folgenden Ausführungen als ein Zwischenschritt, um fachspezifische Grundsätze für den Umgang mit Forschungsdaten weiterzuentwickeln. Die DGS macht damit auf den relevanten Punkt aufmerksam, dass heterogene Forschungsansätze (und damit Typen von Forschungsdaten) zu differenzierten Beurteilungen von Möglichkeiten der Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten führen müssen.

Im Folgenden werden Vorteile und Herausforderungen der Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten thematisiert, wobei auch grundsätzlich bestehende Zielkonflikte, Grenzen der Nutzung sowie Förder- und Diskussionsbedarfe deutlich werden.

## 2. Forschungsdatenmanagement: Nutzen, Herausforderungen, Aufgaben

Die Bereitstellung und Nutzung von Forschungsdaten über den Primärkontext der Erhebung hinaus ist in vielen Fällen mit Vorteilen verbunden. So fördern Sekundäranalysen die Transparenz des Forschungsprozesses, indem über Auswertungsverfahren und Interpretationen auf einer gemeinsamen Datengrundlage diskutiert und indem teilweise Metaanalysen oder Replikationen vorgenommen werden können, was über neue inhaltliche Erkenntnisse hinaus nicht zuletzt der Qualitätssicherung empirischer Forschung dienen kann. Nachnutzungen ermöglichen weiterhin die Analyse von (sozialen) Veränderungen bis hin zur Bearbeitung von Problemstellungen, die zum Erhebungszeitpunkt noch nicht absehbar waren bzw. nicht im Vordergrund standen. Auf diese Weise können ebenfalls Kooperationen zwischen Fächern bzw. Forschungsdisziplinen unterstützt werden. Zusätzliche Vorteile bestehen darin, dass eine intensive Nutzung bereits erhobener Daten nicht

allein zeit- und kostensparend für die Forschenden ist, sondern auch auf der Seite der Forschungsteilnehmenden den Aufwand und die Belastungen reduziert. Schließlich können Sekundärdaten auch in der Lehre mit Gewinn eingesetzt werden.

Zugleich ist die wissenschaftliche Nachnutzung von Daten – wie die Forschungspraxis zeigt – mit erheblichen Herausforderungen in Form von Restriktionen sowie Ziel- und Interessenkonflikten verbunden. Dies kann bedeuten, dass eine Nachnutzung von Forschungsdaten nicht möglich ist.

Ein wichtiger Punkt betrifft die *Durchführbarkeit der Forschung in Verbindung mit Schutzbedürfnissen und -rechten* der an der Forschung Beteiligten. Gesetzlich festgeschriebene Datenschutzrechte (zum Beispiel von Befragten) etwa führen dazu, dass entweder eine Einwilligung der betreffenden Personen vorliegen muss, damit personenbezogene Daten weitergegeben werden können, oder dass eine umfassende Anonymisierung der Daten vorzunehmen ist (vgl. RatSWD 2017). Je nach der Art der von Forschenden generierten Daten kann dies mehr oder weniger einfach oder aber unmöglich sein. Vergleichsweise unproblematisch sind etwa Zusammenstellungen öffentlich zugänglicher Daten und in vielen Fällen auch standardisierte Surveydaten. Insbesondere bei Projekten, deren Hauptzweck in der Bereitstellung von Daten für die Wissenschaftsgemeinschaft besteht (in Deutschland zum Beispiel SOEP, NEPS oder pairfam) bestehen aufwändige, aber routinierte Verfahren der Anonymisierung und Bereitstellung. Für Daten im Zusammenhang zum Beispiel mit biographischen Interviews, ethnographischen Feldprotokollen oder audiovisuellen Aufzeichnungen im privaten oder semi-öffentlichen Raum sind die Möglichkeiten, Grenzen und ein potenzieller Schaden differenzierter zu beurteilen und gegeneinander abzuwägen.

Ausschlaggebend ist, dass der Feldzugang durch Kriterien der Nachnutzung nicht beeinträchtigt werden darf und – genereller – Forschungen und Forschungsfragen nicht mit Blick auf eine etwaige Nachnutzung einem Druck zur Modifizierung unterliegen dürfen. So kann bei bestimmten Forschungssettings die Einwilligung von Forschungspersonen davon abhängen, dass ihnen Vertraulichkeit innerhalb des Projektkontexts und die Nicht-Weitergabe personenbezogener Daten garantiert werden (wenn die Betroffenen zum Beispiel Sanktionen fürchten, etwa als hierarchisch untergeordnete Arbeitnehmer/innen, bei abweichendem Verhalten, in Bezug auf Nachteile gegenüber Konkurrent/innen etc.). Bereits ein Unbehagen der Beteiligten kann hier zu einer deutlich sinkenden Teilnahmebereitschaft führen. Die Garantie von Vertraulichkeit ist also in zahlreichen – gerade als heikel

geltenden oder sogenannte vulnerable Gruppierungen einbeziehenden – Forschungskontexten essentiell. Eine informierte Einwilligung entbindet Forschende zudem nicht von ihrer forschungsethischen Verantwortung, so dass sie nur innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen Möglichkeiten der Nachnutzung von Daten bestmöglich ausloten können. Entsprechend darf die Sekundärnutzung von Daten nicht als »Normalmodell« von Forschung gelten und darf das Ausmaß der Eignung zu erhebender Daten für eine solche Sekundärnutzung die Entscheidung über die Bewilligung von Forschungsmitteln *nicht* beeinflussen.

Um bei einer Bereitstellung von Daten einen Schutz vor missbräuchlichem Zugriff zu gewährleisten, unterscheidet etwa der RatSWD (2018b: 8) drei Varianten der Archivierung: die Sicherung von Daten in der Forschungseinrichtung der Primärforschenden oder in einer Einrichtung der Forschungsinfrastruktur a) ohne Zugriffs- oder Nutzungsrechte durch Dritte, b) mit Datenzugang für Dritte vor Ort und c) mit ortsunabhängigem Datenzugang (zum Beispiel in Form von scientific oder public use files). Im Falle der Varianten b) und c) ist dabei der hohe Aufwand für die Anonymisierung, Aufbereitung und Dokumentation (nicht zuletzt vor dem Hintergrund unbekannter späterer Nutzungskontexte) abzuwägen. Überdies gilt es zu reflektieren, inwiefern Veränderungen von rechtlichen Grundlagen, politischen Haltungen und generell Machtverhältnissen zu Einschränkungen der langfristigen Rechteabsicherung an der Forschung Beteiligter führen können.

Damit besteht eine weitere Herausforderung darin, den *Aufwand*, die Kosten und die Möglichkeiten der Erfassung von weitergabefähigen Daten sowie von weiteren Informationen (zum Beispiel Metadaten) gegenüber dem erwarteten *Nutzen* abzuwägen. Dies betrifft nicht allein eher organisatorisch-technische, personelle und finanzielle Aspekte (nicht zuletzt zum Beispiel bei Qualifikationsarbeiten Einzelner oder bei der Aufteilung von Zeitbudgets in Projekten: Der Aufwand für ein auf die Weitergabe von Daten ausgerichtetes Forschungsdatenmanagement bindet Zeit, die nicht mehr zum Beispiel für die Primärforschung und für das Verfassen entsprechender Publikationen verfügbar ist), für die die Mittel für den Aufbereitungsaufwand im weitesten Sinne von Forschungsförderinstitutionen zur Verfügung gestellt werden müssten. Es betrifft auch grundsätzlich die Frage, inwiefern die Daten (zum Beispiel anonymisiert oder nicht, mit oder ohne spezifische Kontextdaten) überhaupt eine *Basis für sinnvolle Sekundäranalysen* sein können (vgl. zum Beispiel Witzel, Medjedovic, Kretzer 2008; Huschka et al. 2013; Hirschauer 2014). Zugespitzt: Je gründlicher die

Anonymisierung bestimmter Datensorten erfolgt, desto unmöglicher wird ihre angemessene rekonstruktive Interpretation. Anonymisierte Daten etwa könnten ohne entsprechende Kontextinformationen (die dem Datenschutz unterliegen, siehe oben) unter Umständen nicht sinnvoll außerhalb ihres ursprünglichen Forschungszusammenhangs auswertbar sein. Einer Verpflichtung, umfangreiche Kontextinformationen zu liefern, steht über Aufwands- und Datenschutzaspekte hinaus die Problematik gegenüber, dass fließende, eine saubere Trennung häufig verhindernde Übergänge bestehen zwischen von den Forschenden konstruierten »Daten« und »Kontext« bzw. zwischen »Kontextinformationen« und zentralen forschersischen (Interpretations-)Leistungen (zum Beispiel Memos, Konstruktion neuer Variablen). Auch hier gilt, dass die Frage danach, welche Kontextinformationen in welcher Form sinnvoll weitergegeben werden können, differenziert je nach Forschungskonzept und Datentypen zu beantworten ist. Auch für die sekundäranalytische quantitative Forschung wird dabei im Übrigen diskutiert (RatSWD 2018b: 9f.), inwiefern die Forschenden ihre datenmodifizierenden Arbeiten und abgeleiteten Daten wiederum Dritten zur Verfügung stellen sollen (und wer dies ggf. entscheidet bzw. kontrolliert).

Nicht zu vergessen ist zudem, dass Publikationen zum Forschungsprojekt ein wesentliches Instrument der Nachnutzung von Daten darstellen, die durch Infrastrukturen der Datennachnutzung nicht von basalen Zeige- und Nachweispflichten entbunden werden dürfen.

Im Zusammenhang mit unscharfen Grenzen zwischen Datenweitergabe und der Weitergabe forschersischer Leistungen unterschiedlicher Art sind auch *Rechte der Primärforschenden* (zum Beispiel Urheber-, Leistungsschutz- oder Nutzungsrechte) zu klären. So ist zu diskutieren, wer über Nutzungsrechte zu welchem Zeitpunkt entscheiden kann und wie entsprechende Zitationen<sup>3</sup> zur Wahrung der Rechte von Primärforschenden aussehen müssten (vgl. Kuschel 2018). Diese Frage stellt sich zum Beispiel bei ausführlichen Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen – das heißt auch in Forschungsprozessen, in denen Datenerhebungen und -analysen nicht strikt voneinander getrennt sind – anders dar als zum Beispiel bei standardisierten Befragungsdaten. Von einer Motivation dazu, innovative Primärerhebungen durchzuführen, kann zum Beispiel eher dann ausgegangen werden, wenn Forschende hier Entscheidungsrechte haben und einschlägige Publikationen vorlegen können, bevor sie Daten ggf. an die Wissenschaftsgemeinschaft

---

3 Siehe auch RatSWD 2015: 6; demzufolge wird die genaue Art der Kompensation für die Überlassung von Nutzungsrechten, etwa durch Zitation des Eigentümers, weltweit diskutiert.

weitergeben. Angesichts beispielweise zum Teil längerer Zeiträume zwischen einer ersten Manuskripterstellung und dem Zeitpunkt der Veröffentlichung in begutachteten Fachjournalen kann hier nicht von einem standardisierbaren Zeitrahmen ausgegangen werden. Je nach Anlage des Forschungsprojekts kann eine adäquate Bereitstellungsfrist also sehr unterschiedlich ausfallen. Die Primärforschenden haben jedenfalls das Recht, die Bedingungen für die Nachnutzung einzuschränken (vgl. gemeinsame Resolution der Sektionen Biographieforschung und Methoden der Qualitativen Sozialforschung zur Archivierung und Sekundärnutzung von Daten 2014). Forderungen zum Beispiel von forschungsfinanzierenden Organisationen oder Publikationsorganen dürfen dieses Recht nicht relativieren.

Schließlich bestehen auch ungeklärte *technische und organisatorische Herausforderungen und Unterstützungsbedarfe*. So müssen Forschungsdatenzentren in Forschungseinrichtungen, Hochschulen und Universitäten verlässliche Infrastrukturen anbieten, um während des Forschungsprozesses eine sichere Erhebung, Haltung (zum Beispiel Dateiformate, Server, Auffindbarkeit durch DOI etc. betreffend) und gegebenenfalls Übermittlung von Daten sowie im Anschluss nachhaltig sichere Archivierung (unter anderem auch im Sinne des Schutzes vor Diebstahl) zu gewährleisten. Hierfür ist nicht nur eine geschützte Hardware erforderlich. Zugleich ist personell und organisatorisch sicherzustellen, dass eine langfristige Haltung, gegebenenfalls eine Weitergabe sowie die Löschung von Daten in verantwortlicher und fachlich kompetenter Weise gewährleistet sind, etwa auch, wenn mit der Erhebung und Kodierung befasste Personen die Organisation verlassen haben oder wenn sich Lizenzbedingungen verändern. An dieser Stelle sind damit erneut rechtliche Fragen zu klären. Die Einrichtungen der Datenschutzbeauftragten der jeweiligen Organisationen sind in die Lage zu versetzen, den Forschenden in allen Schritten des Forschungsprozesses als zuverlässige, kompetente und rasch verfügbare Partner zur Seite stehen, von der Beratung hinsichtlich des Persönlichkeitsschutzes für die Informantinnen und Informanten oder des Urheber-/Leistungsschutzrechts (etwa bei der Erhebung medialer Daten) über die Formulierung von Einwilligungserklärungen bis hin zu Regeln für sicheren Datentransfer bzw. der Datenspeicherung.

Wichtig ist im Zusammenhang mit einer organisatorisch-technischen Infrastruktur auch die entsprechende Ausstattung von Forschungsdatenzentren als kompetente Partner in Fragen der Speicherung, Archivierung und Bereitstellung, die beispielsweise Recherchetools weiterentwickeln oder die die Verknüpfung zwischen Datensätzen/Methodenberichten und auf

dieser Basis veröffentlichter Literatur optimieren. Forschende sollten frühzeitig Informationsangebote über die Möglichkeiten und Grenzen rund um die Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten (zum Beispiel sichere Archivierung, Umgang mit sensiblen Informationen) erhalten. Dies schließt auch Informationen über Datenschutzbestimmungen, Anonymisierungsanforderungen, Praxisbeispiele des Einholens der informierten Einwilligung etc. ein, die allerdings die Verantwortung der Forschenden für ein forschungsethisch angemessenes Handeln über alle Forschungsphasen hinweg nicht einschränken. Auch hierbei können Kompetenzen in Forschungsdatenzentren genutzt werden, deren Austausch mit interdisziplinären und internationalen Partnern zu unterstützen ist. Wichtig ist die wissenschaftliche Professionalität der bereitstellenden Organisationen sowie deren wirtschaftliche und ideologische Unabhängigkeit. Der Datenzugang in Einrichtungen der Forschungsdateninfrastruktur muss dabei – bei entsprechenden Möglichkeiten der Zugangsbeschränkung – kostenlos und langfristig gesichert sein.

### 3. Schluss

Die Soziologie als Reflexionswissenschaft nutzt ihre Stärken, um Möglichkeiten und Herausforderungen des Forschungsdatenmanagements nicht zuletzt fachspezifisch zu hinterfragen. Angesichts der Vielfalt empirischer Zugänge kann in der Soziologie nicht von einem »Normalfall« des Forschungsdatenmanagements gesprochen werden, sondern es sind stets je nach Forschungsrichtung und Datentypen differenzierte Beurteilungen vorzunehmen. Eine grundsätzliche Aufgabe des wissenschaftlichen Diskurses besteht dabei bereits darin zu reflektieren, was unter den Begriff der von Forschenden konstruierten »Forschungsdaten« subsumiert wird – mit den daraus folgenden angesprochenen Herausforderungen.<sup>4</sup>

Dort, wo sinnvolle Möglichkeiten einer Nachnutzung von Primärdaten bestehen, unterstützt die DGS ausdrücklich den Ausbau notwendiger Infra-

---

4 Beispielsweise könnten dazugehören: sogenannte »Rohdaten«, etwa in Form von Audio/Videoaufzeichnungen oder Screenshots, »aufbereitete Daten«, zum Beispiel in Form von Transkriptionen oder Datenmatrizen aus standardisierten Befragungen, oder »Auswertungsdaten«, zum Beispiel Regressionsberechnungen, Fallinterpretationen, Memos etc., wobei sich diese Formen von »Daten« mehr oder weniger gut voneinander unterscheiden lassen.

strukturen, die Transparenz guter Praxisbeispiele (unter anderem »Leuchtturmprojekte«) und weitere Maßnahmen, um die genannten Vorteile von Nachnutzungen bestmöglich zu optimieren und auszubauen. Dort, wo eine begründete Skepsis gegenüber der Bereitstellung und Weitergabe von Daten besteht, setzt die DGS sich dafür ein, dass Primärforschenden, die bestimmte Daten nicht öffentlich zur Verfügung stellen, keine Nachteile (zum Beispiel hinsichtlich der Bewilligung von Forschungsgeldern) entstehen und dass die Durchführbarkeit von forschungsethisch verantwortlichen Forschungen erhalten bleibt.

## Literatur

- Corti, L., Witzel, A., Bishop, L., (Hg.) 2005: Schwerpunktausgabe »Sekundäranalyse qualitativer Daten«. Forum Qualitative Sozialforschung, 6. Jg., Nr. 1.
- DFG 2015: Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft.
- DGF 2017: Stellungnahme der DGF zur Archivierung, Bereitstellung und Nachnutzung qualitativer Forschungsdaten in der Erziehungswissenschaft. o.O.
- DGS-Sektionen Biographieforschung und Methoden der Qualitativen Sozialforschung 2014: Resolution zur Archivierung und Sekundärnutzung von Daten der Sektionen für Biographieforschung und für Methoden der Qualitativen Sozialforschung der DGS. o.O.
- Graduate School of Social Sciences an der Universität Bremen; Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln 2005: Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewdaten – eine Machbarkeitsstudie. Abschlussbericht. DFG-Geschäftszeichen SCHU 348/8-1 und -2.
- Hirschauer, S. 2014: Sinn im Archiv? Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung. SOZIOLOGIE, 43. Jg. Heft 3, 300–312.
- Huschka, D., Knoblauch, H., Oellers, C., Solga, H. (Hg.) 2013: Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung. Standards und disziplinspezifische Lösungen. Berlin: GWI Wissenschaftspolitik Infrastrukturentwicklung.
- Kuschel, L. 2018: Wem »gehören« Forschungsdaten? Forschung & Lehre, Heft 9, 764–766.
- RatSWD 2015: Stellungnahme des RatSWD zur Archivierung und Sekundärnutzung von Daten der qualitativen Sozialforschung. Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten.
- RatSWD 2017: Handreichung Datenschutz. Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten.
- RatSWD 2018a: Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten, Working Paper Series 267. Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten.

- RatSWD 2018b: Forschungsdatenmanagement in den Sozial-, Verhaltens- und Wirtschaftswissenschaften. Orientierungshilfen für die Beantragung und Begutachtung datengenerierender und datennutzender Forschungsprojekte. Output 3, 2. Auflage. Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten.
- Schönbrodt, F., Gollwitzer, M., Abele-Brehm, A. 2017: Der Umgang mit Forschungsdaten im Fach Psychologie: Konkretisierung der DFG-Leitlinien im Auftrag des DGPs Vorstands (17. September 2016). Psychologische Rundschau 68. Jg., Heft 1, 20–35.
- Stanat, P. 2014: Bereitstellung und Nutzung quantitativer Forschungsdaten in der Bildungsforschung: Memorandum des Fachkollegiums »Erziehungswissenschaft« der DFG. o.O.
- von Unger, H. 2018: Forschungsethik, digitale Archivierung und biographische Interviews. In H. Lutz, M. Schiebel, E. Tuidor (Hg.), Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 681–693.
- Witzel, A., Medjedovic, I., Kretzer, S. 2008: Sekundäranalyse qualitativer Daten: zum gegenwärtigen Stand einer neuen Forschungsstrategie. Historical Social Research, 33. Jg., Heft 3, 10–32.

Essen, 8. Januar 2019

## Soziologie des globalen Südens

Thomas A. Herz-Preis für qualitative Sozialforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Der Thomas A. Herz-Preis für qualitative Sozialforschung, gestiftet im Jahr 2012 durch Claudia und Trutz von Trotha, wurde im Jahr 2018 nicht vergeben. Die von der DGS eingesetzte Jury entschloss sich, die zu jedem Soziologiekongress anstehende Verleihung auszusetzen. Warum?

Der Thomas A. Herz-Preis ist in der soziologischen Preislandschaft eine reizvolle und mit 5.000 Euro wohldotierte Ehrung, seine Vergabe aber zugleich eine Herausforderung. Die Kombination spezifischer Ausschreibungskriterien reduziert das Feld derer, die als Preisträger\*innen in Frage kommen, die aktive Suche nach potentiellen Kandidat\*innen gerät fast zur Rasterfahndung. Doch was mühselig und im Einzelfall gar ärgerlich erscheinen mag, ist eng mit der Intention des Preises verbunden: Er soll eben auch die Soziologie herausfordern und gezielt ein Forschungsprofil fördern, das nicht ohnehin schon große Aufmerksamkeit und Ressourcen auf sich zieht.



Zunächst zielt die Ausschreibung auf innovative Theoriebildung ab, die in qualitativ-empirischer Forschung entwickelt wird. Eine solche exemplarische Verbindung von theoretischem und empirischem Arbeiten sah Trutz von Trotha im Werk des von ihm hochgeschätzten, früh verstorbenen Kollegen Thomas A. Herz, nach dem der Preis benannt ist. Aus soziologischen Arbeiten wollte Trutz von Trotha stets etwas über die Welt der im Feld Beteiligten lernen können. Zugleich sollten diese Arbeiten in ihrem analytischen Blick und theoretisch-konzeptuellen Interesse über reine Reiseberichte hinausgehen. In der Forschung Theorie *und* Empirie zu betreiben, streben in unserem Fach natürlich viele an, und diese Ausschreibungskriterien sind es auch nicht, die die Anzahl möglicher Preisträger\*innen einschränken.

Eine größere Herausforderung ist das Kriterium, dass sich die so erforschten Felder bevorzugt im globalen Süden befinden sollten – außerhalb der europäischen Welten, denen sich gerade die deutschsprachige Soziologie zum größten Teil widmet. Der Preis allerdings richtet sich dezidiert an die (nicht nur deutschsprachige) Soziologie. Dahinter steht zum einen die Ansicht, dass genuin soziologische Perspektiven Erkenntnisse auch über außereuropäische Gesellschaften ermöglichen, die diejenigen von Disziplinen, die sich häufiger mit dem globalen Süden befassen (neben der Ethnologie namentlich die Politikwissenschaft), ergänzen und erweitern sollten. Trutz von Trotha hat häufig und gern mit Vertreter\*innen anderer Disziplinen zusammengearbeitet, der Thomas A. Herz-Preis allerdings ist ein dezidiert soziologischer. Zum anderen – wahrscheinlich vor allem – ist das Vergabekriterium in der Überzeugung formuliert, dass soziologische Forschung zum globalen Süden von allgemeinem soziologischem Interesse ist, also relevant für die Analyse gesellschaftlicher Ordnungen und Dynamiken generell. In dieser Perspektive – programmatisch formuliert etwa im Aufsatztitel »Die Zukunft liegt in Afrika« (Trotha 2000) – erscheint es als Mangel, soziologische Theoriebildung auf einer empirischen Grundlage zu betreiben, die Gesellschaften außerhalb Europas und Nordamerikas ignoriert oder exotisiert. Damit wird eine Förderung soziologischer Forschungen zu außereuropäischen Gesellschaften auch zu einer Förderung allgemeinsoziologischer Wissensgenerierung.

Die zweite Herausforderung, die der Ausschreibungstext für die Jury birgt, ist die anvisierte Karrierephase: Preisträgerinnen oder Preisträger müssen in der Regel habilitiert sein oder eine zweite Monographie vorweisen können, dürfen aber noch nicht auf eine Lebenszeitprofessur berufen sein.

Dieses Kriterium spiegelt das Insistieren Trothas auf die Relevanz von Monographien für die Soziologie, und erst recht für eine qualitativ-empirisch forschende, ihre Theorie gegenstandsbasiert entwickelnde Soziologie. Unterhalb eines *second book* wollte Trotha eine Habilitationsäquivalenz daher nicht ansetzen. Der Thomas A. Herz-Preis, damit angesiedelt zwischen den üblicheren Dissertationspreisen und Lebenswerkehrungen, zielt bewusst auf eine besonders schwierige Zeit in wissenschaftlichen Laufbahnen ab, oft geprägt durch ungesicherte Arbeitsverhältnisse und unsichere Aussichten. Hier will der Preis die ausgezeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstützen, sichtbar machen und ihre Berufungswahrscheinlichkeit erhöhen.

Angesichts des Kriterienkataloges für den Thomas A. Herz-Preis für qualitative Sozialforschung ist es nicht ganz überraschend, wenn vergleichsweise wenige Bewerbungen eingehen, die zur Ausschreibung passen. Dennoch geht die Jury davon aus, dass das Potential möglicher Preisträger\*innen nicht ausgeschöpft ist, weil der Preis noch nicht bekannt oder präsent genug ist und das Vorschlagsprozedere – für die kommenden Ausschreibungen vereinfacht – bisher recht aufwendig war. Entsprechend verbinden wir mit diesem Text die Hoffnung und Aufforderung, dass akademische Lehrer\*innen, Betreuer\*innen, Kolleg\*innen, aber auch Forschende selbst auf den Preis aufmerksam werden und aufmerksam machen – und nicht zögern, Vorschläge an die DGS zu senden. Das nächste Mal wird der Preis auf dem 40. DGS-Kongress 2020 in Berlin verliehen, die Ausschreibung für die Einreichung von Vorschlägen wird unter anderem in Heft 4/2019 der SOZIOLOGIE und auf der Website der DGS veröffentlicht.

Kuratorium:

Katharina Inhetveen, Joanna Pfaff-Czarnecka, Gabriele Rosenthal,  
Bernt Schnettler, Monika Wohlrab-Sahr, Dariusz Zifonun

## Veränderungen in der Mitgliedschaft

Im Jahr 2018 konnte die DGS 318 neue Mitglieder begrüßen, darunter 47 Studierende. 156 Mitglieder traten aus, 13 verstarben. Am Jahresende 2018 hatte die DGS 3.131 Mitglieder.

### Neue Mitglieder

Dr. Andrea Altepost, Aachen  
Dr. Désirée Bender, Hochheim  
Michael Bigos, Mainz  
Mechthild Bock, Berlin  
Prof. Dr. Martina Boehm, Ettlingen  
apl. Prof. Dr. Aida Bosch, Igensdorf  
Katharina Cyra, Köln  
Sabine Felber, M.A., Berlin  
Dr. des. Debora Frommeld, Augsburg  
Dr. phil. Jana Gerlach, Berlin  
Dipl.-Soz. Burak Gülerüz, Berlin  
M. Sebastian Huster, M.A., Bremen  
Dipl.-Soz.tech. Eric Janacek, Braunschweig  
Suzette Kahlert, M.A., Freising  
Hannah Keding, M.A., Nottingham  
Dr. Annette Keles, Backnang  
Dipl.-Soz. Dietmar Mälzer, Berlin  
Dr. Matthias Müller, Jena  
Dr. disc. pol. Mario Neukirch, Hamburg  
PD Dr. Silke Ötsch, Göttingen  
Julian Paulke, M.A., Gießen  
Lara Pellner, Essen  
Prof. Dr. Simone Pfeffer, Hallstadt  
Kathrin Rabsch, Berlin  
Katja Schau, M.A. Soz., Halle (Saale)  
Antonia Schirgi, M.A., Graz  
Dr. Marco Schmitt, Aachen  
Simon Schrör, Berlin  
Julia Schubert, Bonn  
Dominik Spreen, M.A., Göttingen  
Dr. Joris Steg, Berlin

Prof. Dr. Rudolf Stichweh, Bonn  
Nico Wettmann, Gießen  
Dr. Peter Woelert, Melbourne (Australien)  
Fridolin Wolf, M.A., Hamburg  
Prof. Dr. Nina Tessa Zahner, München

#### Neue studentische Mitglieder

Tobias Bombel, Konstanz  
Jan Niklas Dittmar, Bonn  
Michelle Epps, Bayreuth  
Daniel Kunkel, Frankfurt am Main  
Iris Lipski, München  
Sarah Satilmis, Reutlingen

#### Austritte

Prof. Dr. Ruth Becker, Berlin  
Franziska Blazejewski, M.A., Cottbus  
Prof. Dr. Andreas Braun, Karlsruhe  
Dipl.-Soz. Florian Döring, Leipzig  
Mag. Götz Egloff, Mannheim  
Dr. Karla Elliott, Clayton  
Hanna Engel, Koblenz  
Dr. Ralph Fischer, Vilshofen  
Dipl.-Soz. Corinna Franiek, Hagen  
Christian Franke, München  
Prof. Dr. Ute Gerhard, Frankfurt am Main  
Dr. Barbara Giessmann, Glienicke  
Matthias Hahn, Hannover  
Michael Höttemann, Darmstadt  
Buelent Imrek, Frankfurt am Main  
Dipl.-Soz. Alice Jockel, Darmstadt  
Patrick Keßler, M.Ed., Korschenbroich  
Otto Klassen, Leipzig  
Prof. Dr. Wolfgang Kühnel, Berlin  
Dipl.-Soz. Rebekka Macht, Lüneburg

Katharina Mahne, Berlin  
Winfried Markmann, M.A., Alsdorf  
Matthias Mertes, Dortmund  
Dr. Björn Milbradt, Halle (Saale)  
Prof. Dr. Gerd Nollmann, Karlsruhe  
Patrick Reitingner, Bamberg  
Valerie Rödder, B.A., Berlin  
Romina Ruhs, Mainz  
Sebastian Sattler, M.A., Bielefeld  
Jun.-Prof. Steffen Schindler, Bamberg  
Dr. Ulrike E. Schröder, Bielefeld  
Dipl.-Soz. Jana Schubert-Rakowski, Berlin  
Dr. Ulrike Schumacher, Wetter  
Gabriele Sigg, Berlin  
Tobias Theel, M.A., Berlin  
Sena Travac, Bochum  
Dr. phil. Hendrik Trescher, Frankfurt am Main  
Dr. Monika Urban, Bremen  
Dr. Mechthild Veil, Frankfurt am Main  
Wiebke von Wietersheim, Gerlingen  
Prof. Dr. Gerhard Wagner, Frankfurt am Main  
Carolin Winter, Dresden  
Dr. Tobias Wiß, Linz  
Dr. Winfried Witjes, Dortmund  
Dr. phil. Sabine Wöhlke, Göttingen

Verstorben

Prof. Dr. Norman Birnbaum, Washington, D.C.  
Prof. Dr. Rainer Mackensen, Berlin

*Auf ihrem 39. Kongress in Göttingen hat die DGS zwei Masterarbeiten und zwei Dissertationen im Fach Soziologie als herausragende Abschlussarbeiten ausgezeichnet. Wir möchten Ihnen diese Arbeiten in der SOZIOLOGIE vorstellen. In diesem Heft präsentieren Elena Höpfner (Masterarbeit) und Tine Haubner (Dissertation) ihre Forschung. In Heft 1 hatten Brigitte Zamzow (Masterarbeit) und Marius Meinhof (Dissertation) Einblicke in ihre Abschlussarbeiten gegeben.*

## Die Bedeutung der Dinge auf der Flucht

*Elena Höpfner*

Die Studie »Menschen auf der Flucht und die Bedeutung ihrer Dinge. Eine gegenstandsbezogene Theoriebildung im doppelten Sinne« (Höpfner 2018) war ein Versuch, das Phänomen Flucht ausgehend von individuellen Fluchterfahrungen zu ergründen. Durch Gespräche mit geflüchteten Menschen über die ihnen wichtigen, mitgenommenen oder auf der Flucht erworbenen Dinge<sup>1</sup> erhielt ich Zugang zu sehr bewegten und häufig sehr schwierigen Fluchtgeschichten.

In seiner Schrift »Angst und Methode in der Verhaltenswissenschaft« schreibt Georges Devereux, dass »die emotionale Verstrickung des Menschen mit der Menschheit größer ist als die mit materiellen Objekten« (Devereux 1976: 26). Er sieht die Ursache darin, dass »je mehr Angst ein Phänomen erregt, desto weniger scheint der Mensch in der Lage, es genau zu beobachten« (ebd.: 25). Das ist seiner Ansicht nach bei zwischenmenschlichen Beziehungen und der Beziehung des Menschen zu sich selbst der Fall. Die Erfahrungen, aufgrund derer Menschen flüchten, und die Erlebnisse, die auf der Flucht gemacht werden, sind belastend und häufig traumatisierend. Menschen, die sich gezwungen sahen zu flüchten, sind geprägt von extremen zwischenmenschlichen Erfahrungen, die meistens bedrückend, schmerzvoll oder gar lebensgefährlich sind. Ich befürchtete, meine Befragten erneut mit ihrer Angst und ihren traumatischen Erlebnissen zu konfrontieren. Um mit

---

1 Zu dem Begriff »Ding« zähle ich in meiner Arbeit alle materiellen Gegenstände (vgl. Hahn 2014) und verwende den Begriff »Gegenstand« synonym.

dieser Situation umzugehen, stellte ich Dinge zwischen die Befragten und ihre Erlebnisse sowie zwischen die Befragten und mich. Durch den Fokus der Fragen auf Dinge bezweckte ich eine Verschiebung von der Person auf den Gegenstand sowie einen leichteren Einstieg in das Gespräch und das Sprechen über Erlebtes.

### Zur Studie

Mit der Ausgangsfrage »Welche Dinge nehmen Menschen mit, wenn sie flüchten, und welche Rolle spielen diese auf der Flucht?« startete ich im Herbst 2015 ins Feld. In einer Berliner Notunterkunft interviewte ich zehn geflüchtete Menschen. Um die Frage nach den Bedeutungen und der Rolle der Dinge im soziologischen Rahmen beantworten und gleichzeitig daraus Schlussfolgerungen zum Thema Flucht ziehen zu können, zog ich die Methodologie der *Grounded Theory* heran (Strauss 2004). Mit ihrer Offenheit für den Forschungsgegenstand und ihrer Strukturiertheit war die Organisation eines derartigen Forschungsprozesses möglich. Als felderschließende Methodologie bzw. als ein Ansatz, der seine Konzepte aus dem Untersuchungsgegenstand heraus generiert, steht die *Grounded Theory* in Kontakt mit der aktuellen Alltagswelt und ermöglicht das beschriebene sozialwissenschaftlich kaum erforschte Feld zu ergründen.

Diese Vorgehensweise habe ich um den »objektsoziologischen Ansatz« (Bosch 2011) erweitert, der über die Thematisierung der Dinge Zugang zu biographischen Erzählungen sucht. Die Feldsituation und meine regelmäßigen und längeren Aufenthalte sowie meine offizielle Funktion als Russisch-übersetzerin ermöglichten mir den Einbezug ethnografischer Elemente (Spradley 1979). Im Zentrum der Studie standen die subjektive Wahrnehmung der Interviewten und ihre Interpretation der Welt. Während der Gespräche wurden Ereignisse und Bedeutungen rekonstruiert.

### Zwei Fallbeispiele

Im Rahmen dieses Beitrags möchte ich zwei Fallbeispiele mit dem Fokus auf zwei Gegenstände vorstellen. Die beiden Geschichten zeigen, wie im Laufe eines Interviews oder im Laufe von Wochen und Monaten sich Erzählungen zu einer Fluchtgeschichte zusammensetzen. Im Folgenden versuche ich

deutlich zu machen, welche Rolle Dinge dabei spielten: einerseits als Impulse in den Interviews, andererseits in den Geschichten der geflüchteten Menschen selbst.

*Viele Röcke und nur eine einzige Jeans – Einblick in den Kleiderschrank einer geflüchteten Frau*

Die Befragte, die mir ihren Schrankinhalt zeigte, nenne ich hier Zaynap.<sup>2</sup> Sie zeigte mir ihre Garderobe nicht sofort, sondern erst nach einiger Zeit. Deshalb muss ich hier die Vorgeschichte mit einbeziehen. Zaynap ist Tschetschenin und lebte und flüchtete aus der autonomen Republik Dagestan in Russland. Sie berichtete, dass sie einen Brautladen führte und in einem großen eigenen Haus lebte. Zaynap war zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt. Im Gespräch beklagte sie, dass ihr Ehemann mehrmals vom russischen Geheimdienst verhaftet und gefoltert worden war. Zaynap floh mit ihm und ihren beiden Kindern. Die Familie reiste von Dagestan über Moskau, Weißrussland und Polen nach Deutschland.

Ich habe Zaynap und ihre Familie während der medizinischen Untersuchungen kennengelernt, bei denen ich übersetzte. Nach dem Gespräch zeigte mir Zaynap Fotos. Diese Fotos waren die ersten Gegenstände, die mir im Feld gezeigt wurden. Die Bilder stellten den Mord an ihrem Schwager dar, der ebenfalls verfolgt worden war. »Deshalb sind wir hier«, war alles, was sie an diesem Abend sagte. Durch das Zeigen der Fotos konnte sie mir ohne Worte den Ernst ihrer Lage und die Angst um das Leben ihres Ehemannes verdeutlichen. Bei einem anderen Treffen erzählte ich ihr von meinem Forschungsplan. Ich fragte sie, ob sie ein Interview mit mir führen möchte. Sie stimmte zu.

Wir waren in ihrem Zimmer und tranken Tee. Ich schaltete das Aufnahmegerät ein. »Ich habe nichts von zu Hause mitgenommen« war der erste Satz, den sie auf die Frage entgegnete, was sie von zuhause mitgenommen hatte. Als ich nachhakte und mehr Fragen stellte, zählte sie folgende Dinge auf: Telefon, Geld, Pässe und Kleidung. Zaynap wollte nicht wirklich über die mir gezeigten Fotos sprechen. Das 30-minütige Gespräch handelte fast ausschließlich von Dokumenten wie ärztlichen Gutachten, von denen sie sich wünschte, sie hätte sie erhalten, weil sie die Misshandlung ihres Ehemannes bezeugen konnten. Für Zaynap erschien die Frage nach mitgenommenen Gegenständen als eine Frage nach Nebensächlichkeiten, die sie erst

---

<sup>2</sup> Dieses Interview wurde auf Russisch geführt. Die Zitate sind Übersetzungen.



einmal mit »nichts« beantwortete. Mitgenommene Gegenstände waren belanglos für sie, erinnerten sie an vergessene oder fehlende Dinge. Jedoch erwiesen sich diese Gegenstände, die noch nie oder nicht mehr in ihrem Besitz waren, als wichtige narrative Impulse. Sie waren im Interview Ausgangspunkte, um vor allem von negativen Erfahrungen, in ihrem Fall von Fluchtursachen zu erzählen. Zaynaps fehlende Dokumente und die Fotografien verdeutlichten die in Dagestan von staatlichen Organen ausgehende herrschende Gewalt und die Abwesenheit jeglicher unabhängiger Instanzen, die Hilfe leisten könnten.

Nach diesem Interview lud sie mich noch oft zum Tee ein. In einem günstigen Moment stellte ich ihr Fragen zu ihren Gegenständen. An einem dieser Tage fragte ich sie nach ihrer Kleidung: »Du sagtest, du hättest Kleidung mitgenommen, nicht wahr? Wie sah sie aus?« Zaynap antwortete: »Ganz normale, normale Kleidung!« Sie ging zu ihrem Kleiderschrank und legte ihre Kleider auf das Bett. Unter all den Röcken war eine einzige schwarze Jeans. Diese interessierte mich sofort. Ich fragte, warum sie diese Jeans mitgenommen habe. »Wir haben uns verkleidet«, sagte sie und lachte laut. »Wir wollten so tun, als wären wir Touristen, um über die Grenze zu kommen. Wir haben kein Visum bekommen.« Sie sagte, dass sie unterwegs eine Jeans und eine Bluse gekauft hatte. In einem Hotel in Weißrussland legte sie ihr Kopftuch ab und tauschte ihren langen Rock und ihre schwarze Bluse gegen das gekaufte Outfit. Sie gab an, an der Grenze entdeckt worden zu sein. Die Familie musste sich als »Flüchtlinge« zu erkennen geben. Die Kleidung, die im ersten Gespräch mit einem Wort abgehandelt worden war und als unbedeutend erschien, hielt wichtige Botschaften versteckt. Durch ihre erneute Thematisierung zu einem anderen Zeitpunkt und in einer unbeschwerten Atmosphäre wurde die noch nicht erzählte Geschichte zum Fluchtweg und zu Zaynaps Fluchtstrategie wie eine Anekdote erzählt.

*Warum trägt ein aus Afghanistan geflüchteter, erwachsener Mann seit 14 Jahren seinen alten holländischen Kinderausweis mit sich?*

Bevor ich diese Frage beantworte, möchte ich noch ein paar Worte zu diesem Mann aus Afghanistan sagen. Ich nenne ihn hier Fawad. Zum Zeitpunkt des Interviews war Fawad 27 Jahre alt. Zaynap stellte mich ihm vor. Er war in der Notunterkunft bekannt, weil er bereits recht gut Deutsch sprach und anderen Bewohner\*innen mit Übersetzungen half. In Afghanistan hatte er als Polizist gearbeitet. Er war von der deutschen Polizei in

Afghanistan ausgebildet worden. Fawad flüchtete von Afghanistan über Pakistan in den Iran und von dort in die Türkei. Mit einem Schlauchboot wurde er nach Griechenland gebracht, von wo aus er selbstständig nach Deutschland reiste. Und als ich fragte, welche Objekte es denn bis nach Deutschland geschafft haben, antwortete Fawad:

Ach, ja ich hatte ein Ausweis von Holland mit mir. Ich wollte das gern mit mir haben, weil das ist ein Foto von mir, steht drauf, dass ich ungefähr 12, 13 Jahre alt bin. Und da hatte ich immer gern, weil das war eine Erinnerung für mich, als ich da so klein war. Und dieses Foto ist ganz komisch und das habe ich mit mir. Das ist zur Zeit bei mir. [Zeigt mir das Foto auf dem Kinderausweis]. Ja, das ist ganz ja ein altes Foto. Aber das war auch ganz gefährlich an der afghanischen Grenze. Und das ist halt eine Erinnerung. Das ist immer klein gewesen. Halt auch leicht herzubringen. Aber ich wollte es unterwegs, wo wir diesen Talibanen begegnet sind, das wegschmeißen. Weil wenn die, wenn sie das sah, hab ich ein Problem gehabt. Weil das ist ja ein Ausweis von Europa und dann die sagen, ich bin ein Spion oder so [unverständlich]. Menschen die überhaupt nicht belehrt sind und die sind etwas belehrt, also die sind unterrichtet so, dass sie einfach alles negativ aufnehmen. Und dann wollte ich das wegschmeißen.

Fawad erzählte von seinem Kinderausweis. Da er diesen während des Interviews bei sich trug, war er schnell zur Hand. Die Präsenz des Ausweises lud Fawad dazu ein, mehr und ausschweifender zu erzählen. Fawad erklärte, welche Bedeutung dieser für ihn hat und erzählte eine Geschichte, in der der Ausweis eine Schlüsselrolle spielte. Neben einem silbernen Verlobungsring war der Ausweis die einzige materielle Erinnerung, die Fawad mitnahm. Fawad betonte, dass er den Gegenstand bei sich haben wollte. Er erklärte genauer, woran der Ausweis ihn erinnere, und stellte die Erinnerung in einen biographischen Kontext, wie der folgende Textauszug zeigt:

[J]ch hab so ein kompliziertes Leben gehabt, ich bin in Afghanistan geboren, ich bin aufgewachsen in Iran, ich hab mit neun Jahren angefangen zu arbeiten, bis ich zwölf geworden bin, und wir sind wieder losgefahren nach Holland und ich hab vier Jahre in Holland gelebt und ich war ganz froh, dass ich ja irgendwo bin, dass ich ja als ein Mensch leben kann und auf einmal, als ich sechzehn war, weil ich hab vier Jahre in Holland gelebt, auf einmal sind wir nach Afghanistan gekommen. Und zu der Zeit war ich so schockiert, so hart krank, dass ich einige Wochen nicht mehr laufen konnte und, also sprechen mit den Leuten. Ich war psychisch krank geworden. Dann hab ich für sechs Monate mein Land verlassen, geflohen, weg, ich hab mein Foto in einen, irgendwo in einen Passport von einen Afghan oder Afghanen so gesagt, dass ich werde deinen Sohn, bring mich weg von diesen Land. Dann bin ich sechs, bin ich sechs Monate in Tadschikistan geblieben, und wollte nach Russland gehen, aber das klappte nicht, nach sechs Monaten bin ich wieder nach Afghanistan gekommen,

und dann hab ich gesagt, ja, jetzt muss ich einen Weg finden, dass ich ja ganz weg von hier komme, aber es ging nicht, ich hatte keine Arbeit, ich war nicht ausgebildet in der Schule.

Der Gegenstand fungierte als Impuls, um noch weiter in die Vergangenheit zu blicken und von Fawads Erinnerungen zu erzählen. Dabei wechselte der Fokus. Im Zentrum der Geschichte stand nicht mehr der Gegenstand, sondern »Ich«, also er. In dem Textausschnitt wird deutlich, dass Fawads Flucht nach Deutschland einer von vielen Versuchen war, seinem Leben in Afghanistan zu entkommen. Er erzählte seine Lebensgeschichte als eine Aneinanderreihung von Flucht und Rückkehr. Der Höhepunkt ist das Leben in Holland in Abgrenzung zur schweren Kindheit in Afghanistan und Iran. In Holland fühlte er sich wie ein Mensch, er war glücklich. Der Tiefpunkt seiner Geschichte ist die erzwungene Rückkehr aus Holland nach Afghanistan. Er beschreibt sie als einen Schock, als eine Situation, die ihn körperlich und geistig krank machte.

### Die Bedeutung der Dinge auf der Flucht

Fawads holländischer Kinderausweis scheint sein ständiger Begleiter zu sein. Doch obwohl er ihn seit Jahren mit sich trägt, nimmt er ihn nicht aus bloßer Gewohnheit oder aus Zufall mit nach Deutschland, sondern entscheidet sich dafür, nachdem er den Ausweis einer erneuten Beurteilung unterzogen hat. In dieser Umbruchsituation wurde der Gegenstand neu betrachtet und seine Brauchbarkeit geprüft (vgl. Bischoff, Schlör 2013: 10). Das Gespräch rief diese Akte wieder in Fawads Gedächtnis und weckte Erinnerungen, die in diesem Gegenstand verdichtet sind. In der Erzählung seiner komplexen Lebensgeschichte treten das Potential und die Ambivalenz von Fawads Beziehung zu seinem Kinderausweis in Erscheinung (vgl. Depner 2015: 11). Der Gegenstand vereint negativ und positiv konnotierte Erinnerungen und ist voller widersprüchlicher Emotionen wie Gefühlen des Herausgerissen-seins und des Widerstands. Der Ausweis besitzt die Eigenschaften eines »Verlustsouvenirs« (Habermas 1996: 278). Er steht einerseits im Zusammenhang mit Ereignissen, die Fawad erneut in eine Krise stürzen können. Andererseits hat er ein Potential zur Bewältigung von Krisen, weil er an die Überwindung früherer Krisensituationen erinnert. Fawad hatte schon mehrmals versucht, aus Afghanistan zu fliehen und so war der Ausweis bereits lange

vor der Flucht nach Deutschland ein Verlustsouvenir. Während des Interviews war er eine »Trophäe« (ebd.: 279), die Fawad daran erinnerte, dass er trotz vieler Niederlagen nicht aufgegeben hatte und nun an seinem Ziel angekommen war. Flucht ist für Fawad nicht nur eine Ausnahmesituation in seinem Leben, sondern auch ein zentrales Thema seiner Biographie. Seine Flucht bedeutet nicht das Verlassen einer Heimat, sondern die Suche nach einer vor 13 Jahren verlorenen Heimat, die territorial nicht eindeutig verortet ist, aber dafür gedanklich. Der holländische Ausweis ist ein Symbol dafür: ein Ort, an dem er wie ein Mensch leben kann. Deutschland betrachtet er als einen derartigen Ort. So verkörpern Dinge auf der Flucht auch Wünsche und Erwartungen an das Zielland und werden zur Motivation auf der langen Reise.

Auf seinem abgelaufenen holländischen Kinderausweis steht über seinem Foto groß das Wort »Afgaanse« (holländisch für Afghane) – eine fremdbestimmte Bedeutungszuschreibung, die seine Identität schriftlich und verbindlich dort verortet, wo er nicht leben möchte. Darüber spricht Fawad nicht, und die vielen Fluchtversuche zeigen auch, dass ihn solche Fremdzuschreibungen nicht von seinem Ziel abbringen und an Afghanistan binden können. Was er in dem Ausweis sieht, ist ein handfester Beweis dafür, dass er einst ein »europäischer Bürger« war und es im Herzen immer noch ist.

Der Ausweis wurde bei der Verfolgung durch die Taliban zu einer möglichen Gefahr und verlor für kurze Zeit seine positive Rolle. Fawad erster Gedanke war, etwas wegzwerfen, das er seit 13 Jahren aufbewahrt und mitgetragen hatte. Hier wird deutlich, dass die Rolle der Dinge nicht immer stabil ist, sondern sich auf der Flucht ändern kann, sobald rahmengebende kulturelle und politische Kontexte wechseln.

Als Bedeutungsträger können Dinge wichtig für eine Person, wichtig bei der Durchführung von Tätigkeiten sein oder als ein Zeichen verstanden werden (vgl. Depner 2015: 24). Im Gegensatz zu Fawads Ausweis waren Zaynaps Kleidungsstücke offensichtlich nicht von großem emotionalen Wert, aber von großer Bedeutung bei der Durchführung einer Tätigkeit. Das Verkleiden war Teil der Fluchtstrategie und die Jeans, die sich als globaler Modetrend durch ihre »Gewöhnlichkeit« (vgl. Miller, Woodward 2012) einer eindeutigen Zuordnung zu bestimmten Orten und Gruppen entzieht, ein wichtiges Fluchtutensil. Da sich ihre Arbeit als Brautmode-Spezialistin um das Anziehen und Verkleiden drehte, war es auch nicht verwunderlich, dass Zaynap diese Strategie wählte. Sie hat ihr Zuhause mit Vorstellungen vom Fluchtweg verlassen. Sie hatte Bilder im Kopf davon, wie Weißrussland aussieht, wie Touristinnen aussehen und wie »Flüchtlinge« aussehen. Die

Verwandlung vom »Flüchtling« zur Touristin vollzog sich durch das Ablegen des Kopftuchs, der schwarzen Bluse und des schwarzen langen Rockes und das Anziehen einer auf dem Weg gekauften Jeans und einer bunten Bluse. Die Symbole der Zugehörigkeit zu ihrer religiösen bzw. ethnischen Gruppe wurden bewusst abgelegt.

In den Gesprächen erwiesen sich persönliche Dinge als Gegenstände, die diverse Botschaften in sich vereinen. Durch das Sprechen über sie wurden ihre Rollen auf den einzelnen Etappen der Flucht sichtbar und die Verbindungen zwischen dem Leben und den Erfahrungen im Herkunftsland, den Erlebnissen auf der Flucht und den Erwartungen an das Zielland der Personen wurden deutlich.

## Literatur

- Bischoff, D., Schlör, J. 2013: Dinge des Exils. In *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Band 31. München: edition text + kritik.
- Bosch, A. 2011: *Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge*. Bielefeld: transcript.
- Depner, A. 2015: *Dinge in Bewegung. Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim*. Bielefeld: transcript.
- Devereux, G. 1976: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Habermas, T. 1996: *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Hahn, H.P. 2014: *Materielle Kultur. Eine Einführung*. Berlin: Dietrich Reimer.
- Höpfner, E. 2018: *Menschen auf der Flucht und die Bedeutung ihrer Dinge. Eine gegenstandsbezogene Theoriebildung im doppelten Sinne*. Wiesbaden: Springer VS.
- Miller, D., Woodward, S. 2012: *Blue Jeans. The Art of the Ordinary*. University of California: Chicago Press.
- Schlör, J. 2003: *Endlich im Gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Spradley, J.P. 1979: *The Ethnographic Interview*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Strauss, A. 2004: *Methodologische Grundlagen der Grounded Theory*. In J. Strübing, B. Schnettler (Hg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*. Konstanz: UVK, 429–451.

## Das Glück der Starken und die Not der Schwachen

Die Soziologie, der Ausbeutungsbegriff und sein unbequemes Erbe

*Tine Haubner*

Vor zehn Jahren konstatierte Franz Schultheis eine Identitäts- und Orientierungskrise kritischer Gesellschaftsanalyse, die auch an der vermeintlichen Obsoleszenz ihres Vokabulars deutlich werde: »Begriffe wie »Klasse« oder »Ausbeutung«, »Entfremdung« oder »Herrschaft« wirkten mehr und mehr hohl und verbraucht, ihre Zeit abgelaufen und somit gut für die Vitrinen historischer Museen.« (2008: 21) Schultheis' Diagnose muss nun im Licht jüngerer Entwicklungen differenziert betrachtet werden. Der Klassenbegriff, so zeigen Beiträge der letzten Jahre (Savage et al. 2013; Therborn 2012; Dörre 2010), ist keineswegs obsolet und auch »Entfremdung« (Jaeggi 2016; Rosa 2013) oder »Herrschaft« (Staab 2014) sind nicht von der wissenschaftlichen Bühne verschwunden – mit einer Ausnahme: Um den Ausbeutungsbegriff ist es tatsächlich denkbar schlecht bestellt. Seit den 1980er Jahren weitgehend aus den Sozialwissenschaften verschwunden, fristet er lediglich als Empörungsmetapher ein eher kümmerliches Schattendasein. Es scheint, als könne es der Begriff niemandem recht machen: Den einen ist er zu normativ, zu sehr Politikum, den anderen gilt er als zurecht vergessenes und überkommenes Relikt marxistisch-werttheoretischer Irrlehren.

### Geplante Obsoleszenz und eine fixe Idee

Obwohl Ausbeutung als klassischer Mechanismus sozialer Ungleichheit gilt (Solga, Powell, Berger 2009), hat sich die Soziologie vergleichsweise wenig mit dem Begriff befasst. Das liegt aber nicht nur an einer traditionsmarxistischen Abneigung gegen die »bürgerliche Wissenschaft« (Korsch 1966) oder am rückwirkenden »Generationenkomplex« mancher Soziolog\*innen (Artus et al. 2014: 3), sondern auch an der Rezeption des wesentlich im Marxismus beheimateten Begriffes. Dieser ist maßgeblich von zwei Seiten bearbeitet und entsprechend vereinsseitigt worden: Auf der einen Seite die »Hardliner« (Crocker 1972), Ökonomen und Mathematiker, die sich primär für das Verhältnis von Werten und Preisen, das sogenannte »Marxsche Fundamental-

theorem« (demzufolge Profite allein aus Mehrarbeit resultieren) und bezeichnend wenig für die gesellschaftstheoretischen Implikationen des Begriffs interessieren (Samuelson 1971). Auf der anderen Seite die »Humanisten« aus Philosophie und Politikwissenschaften, die ethische und gerechtigkeitsrechtliche Aspekte des Ausbeutungsbegriffes befragen (vgl. van Parijs 1984). Während die ökonomische Rezeption in den 1980er Jahren, im Zuge des kollabierenden Realsozialismus und angetrieben durch die marginalistische Wende, bis auf wenige Ausnahmen irreversibel verebbt, überlebt der Ausbeutungsbegriff randständig in Moral- und Sozialphilosophie, die sich als scheinbar letzte akademische Bastion zumindest für seinen moralphilosophischen Status interessiert (so etwa Jaeggi 2013).

Die Soziologie hingegen hat sich, wenig überraschend, aus den Debatten um Werte und Preise ebenso herausgehalten wie aus Fragen zum moralphilosophischen Status des Ausbeutungsbegriffes. Stattdessen hat sie im Zuge des akademischen Niedergangs marxistischer Gesellschaftstheorie an der Substituierung des Begriffes gearbeitet – allerdings mit begrenzter Überzeugungskraft. Denn weder Schließung, noch Exklusion oder Rentenbildung vermögen, trotz entsprechender Kolonialisierungsversuche (vgl. Parkin 1983: 129), den Kerngedanken von Ausbeutung erfolgreich zu integrieren. Nur Ausbeutung nämlich bezeichnet den Umstand, wonach bestimmte soziale Akteure unter bestimmten Bedingungen in der Lage sind, das Arbeitsvermögen anderer Akteure zum eigenen Vorteil (aus)zunutzen. Exklusion, Schließung und Rentenbildung adressieren hingegen, in unterschiedlicher Weise, die Vorteile und Prozesse, die mit dem Ausschluss bestimmter Akteure von relevanten Ressourcen verbunden sind. Was sie nicht zu denken vermögen, ist der Umstand, dass Ausbeutung (schon bei Marx) nicht nur sozialen Ausschluss systematisch impliziert, sondern dass die Ausgeschlossenen dabei keineswegs sich selbst überlassen bleiben. Stattdessen ist bei Ausbeutung die Nutzung des Ausgebeuteten durch die Ausbeutenden charakteristisch. Mit den Worten des kürzlich verstorbenen »greatest Marxist sociologist of his time« (Chibber 2019), Erik Olin Wright, ist Ausbeutung »an economically oppressive appropriation of the fruits of the labour of one class by another.« (Wright 1989: 77)

Die Soziologie hat dem Vakuum nichts entgegengesetzt, das die ökonomische Rezeption – mit ihrer Tilgung gesellschaftstheoretischer Annahmen und der Entsorgung des Ausbeutungsbegriffes im Orkus der als untauglich befundenen Arbeitswerttheorie – hinterlassen hat. Was aber, wenn sich Ausbeutung vor unser aller Augen abspielt, ohne dass die Soziologie etwas dazu

sagen könnte? Und wie gehen wir eigentlich mit dem Umstand um, dass der Ausbeutungsbegriff aus der Akademie, nicht aber aus dem Alltagsverstand sozialer Akteure verschwunden ist (vgl. Dubet 2008)? Wenn außerdem zutrifft, was Axel Honneth einmal als die Aufgabe der Soziologie formuliert hat, nämlich, dass sie »als eine Art begleitender Zeitdiagnose einer Gesellschaft die Aufgabe hat, testweise Leitformeln zur Beschreibung von gesellschaftlichen Problemfeldern zu bieten, auf die die politische Öffentlichkeit mit Ja oder Nein reagieren kann« (Honneth 2008: 46), dann sollte der Versuch gewagt werden, einen toten Klassiker ins soziologische Gedächtnis zurück zu bringen. Vor diesem Hintergrund begann ich *soziologisch* über Ausbeutung nachzudenken, zugleich beunruhigt durch diverse Todesurteile und Abgesänge auf das ehemalige Herzstück der Sozialkritik (vgl. Boltanski, Chiapello 2003) und bestärkt durch ein *Academic Speeddating*, das Erik Olin Wright im Sommer 2013 in Jena für Doktorand\*innen abhielt. Wrights Hinweis, soziale Verwundbarkeit als zentralen Mechanismus von Ausbeutungsprozessen ins Visier zu nehmen, war schließlich der Auslöser dafür, Ausbeutung »mit neuen Verwundbarkeiten« (Schultheis 2008: 27) der gesellschaftlichen Gegenwart ins Gespräch zu bringen.

Einen (toten) Klassiker entweihen

Der Clou des Begriffs der kapitalistischen Ausbeutung bei Marx ist die Lösung eines Paradoxons: Wie, so fragt sich Marx, ist die Generierung von Profiten in einer Produktionsweise möglich, die auf Äquivalententausch basiert? Seine werttheoretische Lüftung des »Geheimnisses der Plusmacherei« (Marx 1968: 189) besteht in der Erkenntnis der einzigartigen Fähigkeit der Ware Arbeitskraft, eine Wertdifferenz zu erzeugen (die sich aus dem Wert der Ware Arbeitskraft und dem Wert ergibt, der sich in den Waren als Arbeitsprodukten verkörpert), die schließlich privat angeeignet wird. Die Ware Arbeitskraft wird zu ihrem Wert getauscht und erzeugt dennoch einen Überschuss.

Der Erklärungsanspruch des Marxschen Ausbeutungsbegriffes ist sehr hoch und entsprechend tief sein Fall: Kapitalistische Ausbeutung, oder präziser die genannte Wertdifferenz, soll nämlich nichts weniger erklären als die Funktionsweise kapitalistischer Ökonomie, Profitgenerierung, Kapitalakkumulation und Wachstum. Das ist auch der Grund, weshalb Ausbeutung häufig als »technischer« Begriff verstanden worden ist, der primär auf die quan-



tifizierbare Erklärung von Profitgenerierung oder die Kritik an einer ineffizienten Güterverteilung und weniger auf eine kritische Analyse gesellschaftlicher Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel gerichtet ist. Doch auch wenn Marx selbst kein Soziologe gewesen ist und die ökonomistische Rezeption seines Ausbeutungsbegriffes mit vorbereitet hat, enthält sein Werk doch eine Soziologie (Lefébvre 1972: 22). Der von Marx mit sozialanalytischem Anspruch ausgestattete Ausbeutungsbegriff sollte deshalb sowohl gegen eine einseitig ökonomistische Rezeption als auch gegen die Reduktion auf einen politischen Kampfbegriff verteidigt werden. Denn von Marx können wir lernen, dass es sich bei Ausbeutung um einen machtgestützten Prozess handelt, der gesellschaftsstrukturell bedingt und für dessen Analyse eine personifizierende Verantwortungs- oder gar Schuldzuschreibung wenig aussagekräftig ist. Ohne dass er in einem »der hergebrachten Schubkästen des Systems der bürgerlichen Wissenschaften« unterzubringen wäre (Korsch 1966: 137), zeigt Marx außerdem, dass für eine Untersuchung von Ausbeutungsverhältnissen keinem ökonomischen Reduktionismus gehuldigt, sondern stattdessen die wechselseitige Vermittlung ökonomischer, rechtlich-politischer sowie kultureller Aspekte berücksichtigt werden muss.

Gegenwärtig sieht es dennoch ganz so aus, als sei der Ausbeutungsbegriff – nachdem er als marxistisch-ökonomischer *terminus technicus* ausgegliedert hat – in genau jenes Prokrustesbett moralischer Empörung zurückgekehrt, aus dem Marx ihn zwischenzeitlich hatte befreien können. Um den Begriff nun aus den »Vitrinen historischer Museen« herauszuholen, sollte aber nicht nur vermieden werden, ihn »auf ein schlimmstenfalls moralisches Werturteil zu reduzieren oder bestenfalls [...] zu einer eher nebulösen soziologischen Kategorie, die mit Herrschaft verknüpft ist, zu erweitern« (vgl. Bauböck 1988: 61), sondern ihn zusätzlich vom hohen Sockel ökonomischer »Fundamentaltheoreme« herunterzuholen, ihn zu profanieren und so »dem freien Gebrauch der Menschen zurück[zugeben« (Agamben 2005). Die enge Verkopplung des marxistischen Ausbeutungsbegriffes mit der werttheoretischen Erklärung industriekapitalistischer Profitgenerierung hat zwar den zentralen Stellenwert des Begriffes innerhalb marxistischer Gesellschaftstheorie begründet, sie hat aber auch seinen Geltungsbereich unnötig eingeschränkt. Marx' werttheoretische Konzeption kapitalistischer Ausbeutung wird in der ökonomistischen Rezeption derart einseitig aufgenommen, dass Ausbeutung, bar aller gesellschaftstheoretischen Implikationen, als machtblindes, preis- und profittheoretisches Erklärungskonzept oder als Indikator für Marktversagen auf unvollständigen Wettbewerbsmärkten aufgefasst und

schließlich umso leichtfertiger *ad acta* gelegt wird (vgl. Roemer 1986). Dabei werden nicht nur die soziologischen Anschlüsse des Begriffes blockiert. Ausbeutung wird zudem auf »produktive« Lohnarbeit eingeschränkt mit der Folge, dass nicht-kommodifizierte Arbeitsformen, wie Reproduktions- oder Sorgearbeiten, die damit betrauten Statusgruppen, aber auch der Staat, aus dem klassischen Anwendungskontext des Begriffes meist herausfallen.

Dabei ist es gar nicht nötig, den Ausbeutungsbegriff auf diese Weise theoretisch zu vereinnahmen. Für eine soziologische Reaktualisierung ist es vielmehr sinnvoll, sich von bisherigen Verwendungsweisen zwar inspirieren – nicht aber dominieren zu lassen. Daher lautet der Vorschlag, zunächst den Kerngedanken des Begriffes unter Verzicht auf fundamentale Erklärungsansprüche freizuschaukeln. Marx selbst bietet dafür die Vorlage, wenn er den Sinn der »Ausbeutung des Menschen durch den Menschen«, noch gänzlich frei von werttheoretischen Konkretionen, mit den Worten umschreibt: »daß ich mir dadurch nütze, daß ich einem Andern Abbruch tue.« (Marx, Engels 1978: 394) Also worum geht es im Kern? Bei Ausbeutung geht es nicht wie bei Schließung um den statussichernden Ausschluss Dritter von Privilegien und Erfolgchancen, sondern um eine asymmetrische Sozialbeziehung, bei der die Ausbeutenden Vorteile dadurch erzielen, fremde Arbeitsleistung zu bestimmten Konditionen zu kommandieren und anzueignen. Im Unterschied zu Exklusion, bei der die Überflüssigen »nicht mal mehr ausgebeutet [...] werden« (Kronauer 2010: 144), kann Ausbeutung also grundlegend als eine spezifische *soziale Beziehung* definiert werden, bei der sich Akteure einseitig Vorteile durch die Nutzung des Arbeitsvermögens anderer Akteure verschaffen. Damit – und das macht den Begriff im Unterschied zu seinen Konkurrenten so unbequem – behauptet Ausbeutung einen Kausalnexus zwischen sozialen Positionen und den daran geknüpften Vorteilen und damit ein »Verbindungsprinzip zwischen dem Glück der Starken und der Not der Schwachen« (Boltanski, Chiapello 2003: 398). Die implizite Behauptung, den einen ginge es schlecht, weil es den anderen besser ginge, ist freilich polarisierend, und »dass dem so ist, will sich [vermutlich auch aus diesem Grund] offenbar partout nicht herumsprechen.« (Lessenich 2018: 23)

## Ein soziologischer Ausbeutungsbegriff und die Ausbeutung informeller Sorgearbeit

Arbeitslose arbeiten gegen ein anrechnungsfreies Taschengeld in kaputtgesparten Einrichtungen der Wohlfahrtspflege, geringqualifizierte und prekäre Betreuungskräfte springen im Stakkato der stationären Minutenpflege für fehlendes Fachpersonal ein, osteuropäische Armutsmigrantinnen arbeiten als Rund-um-die-Uhr-Haushaltshilfen an der Grenze zur Sklaverei und altersarme Ruheständlerinnen kompensieren den Lehrermangel und bieten für eine geringe monetäre Entschädigung Hausaufgabenhilfe für sozial benachteiligte Kinder an. Es scheint, als bestünde in unserer kapitalistischen Wachstumsgesellschaft eine bezeichnende Wahlverwandtschaft zwischen der ökonomischen Abwertung sozialer Reproduktions- und Sorgearbeit und den damit betrauten Statusgruppen. Das zeigt sich auch in der Pflege, in der sich seit den 1990er Jahren eine, unter dem Druck steigender Versorgungsbedarfe und eines eklatanten Fachkräftemangels, sozialpolitisch beförderte Expansion informeller Randzonen und die aktive staatliche Rekrutierung einer Reserve von Laienpflegekräften vollzieht. Da werden Arbeitslose und Geringqualifizierte im Schnellverfahren zu »zusätzlichen Betreuungskräften« ausgebildet und rechtswidrig eingesetzt, das freiwillige Engagement in der Pflege monetär gefördert und an der Grenze zum Niedriglohnsektor ausgebaut, Armutsmigrantinnen mithilfe novellierter Rechtsvorschriften bei der häuslichen Versorgung von Schwerst-Pflegefällen beansprucht oder Angehörige mittels Zugangsbarrieren zu stationärer Unterbringung für die häusliche Pflege mobilisiert. Wenn begrenzt profitable Pflegearbeit gezielt an informelle Arbeitskräfte und Laien delegiert wird, die für Staat und private oder gemeinnützige Anbieter wenig bis gar keine Kosten verursachen, klingt das verdächtig nach Ausbeutung. Und tatsächlich gilt die Pflege und ihr galoppierender Notstand seit einigen Jahren, neben Bausektor, Logistik oder Fleischindustrie als berüchtigtes Feld der »Lohnsklaverei«, in dem Unterbezahlung, Schufferei, Arbeits- und selbst Menschenrechtsverstöße zu finden sind.

Ausbeutung, und diese Einsicht verdanken wir maßgeblich der feministischen Hausarbeitsdebatte, spielt sich nicht nur in Fabrikhallen, Baustellen oder Bergwerken, sondern auch im Feld informeller Sorgearbeiten ab. Allerdings gerät man mit einem solchen Fokuswechsel schnell an die Grenzen des Marxschen Ausbeutungsbegriffes, entsprechen die (Sorge-)Arbeitstätigen *prima facie* so gar nicht dem klassisch-männlichen Typus des doppelt

freien Lohnarbeiters. Stattdessen handelt es sich um überwiegend weibliche Arbeitskräfte, die jenseits verbindlicher Arbeitsvertragsrichtlinien und teilweise unbezahlt »unproduktive« Pflegearbeit in den Schattenregionen eines staatlich regulierten Quasi-Marktes verrichten. Ausbeutung muss allerdings weder auf die werttheoretische Erklärung privatwirtschaftlich-profitgetriebener Industrieproduktion beschränkt sein, noch muss die jeweilige »Ausbeute« zwingend einen Überschuss im Sinne eines »Surplus« darstellen. Vielmehr lassen sich Ausbeutungsprozesse auch für das Feld informeller Sorgearbeiten auf staatlich regulierten Wohlfahrtsmärkten nachzeichnen, auf denen unter dem Druck budgetierter Finanzvolumina ein Unterbietungskampf herrscht, der im inszenierten Wettstreit um knappe öffentliche Mittel auf »Wertminderung« (vgl. Bauböck 1988) und (Personal-)Kosteneinsparung abzielt. Die tarifüblich entlohnte Pflegearbeit von Fachkräften stellt für diese Wertminderung den operationalisierbaren Maßstab bereit: Von Ausbeutung kann gesprochen werden, wenn informelle Laienpflegekräfte die Arbeit von Fachkräften verrichten. Und tatsächlich verdankt sich die Aufrechterhaltung der seit jeher an Kosteneinsparung orientierten konservativen Pflegepolitik in Deutschland, zumal in Zeiten steigender Versorgungsbedarfe, auch der sozialpolitisch aktiv beförderten Ausbeutung der informellen Pflegearbeit von Angehörigen, Nachbarn, Freiwilligen, Freunden, Ungelernten oder migrantischen Haushaltshilfen.

Eine Soziologie der Ausbeutung muss zudem zeigen, welche gesellschaftlichen Strukturen und Handlungsbedingungen ausbeuterische Sozialbeziehungen ausbilden oder zumindest begünstigen. Eine zentrale Ermöglichungsbedingung von Ausbeutungsbeziehungen stellt das Vorhandensein ausbeutbarer – oder um es soziologischer zu formulieren, durch den Ausschluss von bestimmten Ressourcen sozial verwundbarer – Akteure dar. Das heißt, Ausschlussprozesse, und das können wir auch am Beispiel der historischen Genese des »doppelt freien Lohnarbeiters« bei Marx nachlesen (1968: 742ff.), gehen typischerweise Ausbeutungsbeziehungen voraus. Schließung und Exklusion stellen daher keinesfalls ungleichheitstheoretische Kontrahenten zum Ausbeutungsbegriff, sondern vielmehr seine Komplementärbegriffe dar. Und es gibt einen weiteren Grund, Schließung nicht gegen Ausbeutung auszuspielen, sondern beide Begriffe systematisch zusammenzudenken: Innerhalb der marxistischen Tradition werden materielle Verwundbarkeiten, die »Trennung von Arbeit und Eigentum«, wie Marx sagt (Marx 1983: 217), als notwendige Bedingungen für Ausbeutung angesehen. Dabei geraten allerdings jene Verwundbarkeiten aus dem Blick, die sich nicht auf

ökonomische Deprivationen, sondern auf Ausschluss in Bezug auf askriptive Personenmerkmale zurückführen lassen und die der Schließungsbegriff zentral berücksichtigt. Soziale Verwundbarkeit kann demzufolge *ökonomisch*, durch den Nichtbesitz von (produktiven) Vermögen, oder durch *kulturell-symbolisch* vermittelte Ausgrenzungspraktiken hervorgerufen werden. Kulturelle Verwundbarkeit kommt dabei insbesondere im Kontext feminisierter Arbeitstätigkeiten zum Tragen, die (wie die Pflege) durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen und Verantwortungsübernahmen gekennzeichnet sind. Ein soziologischer Ausbeutungsbegriff, der die Ausbeutung von Sorgearbeiten im Blick hat, kann so als *Dreischritt* aus sozialem Ausschluss, daraus resultierender sozialer Verwundbarkeit und der anschließenden (Aus-)Nutzung der Arbeitskraft sozial verwundbarer und vergleichsweise kostengünstiger Akteure gefasst werden. Mit seiner Hilfe sind wir weder gezwungen, industrielle Profitgenerierung mithilfe der Werttheorie zu erklären, Ausschluss gegen Ausbeutung auszuspielen oder ökonomischen den Vorrang vor kulturell-symbolischen Spaltungslinien zu geben.

### Exploitation comes home: In den Schattenregionen des Pflegemarktes

Es handelt sich um Ausbeutung, wenn materiell und symbolisch verwundbare Langzeitarbeitslose als zusätzliche Betreuungskräfte rechtswidrig für pflegerische Verrichtungen eingespannt werden und sich aus Angst vor erneutem Arbeitsplatzverlust und dessen Stigma über die unbezahlte Mehrarbeit nicht beschweren (Haubner 2017: 355). Eine Ausbeutungsdiagnose ist ebenfalls dort angebracht, wo weibliche Angehörige aufgrund tradierter geschlechtsspezifischer Sorgearbeitsteilungen, geringer Haushaltseinkommen und unzureichender sozialstaatlicher Absicherung das Gros unbezahlter Pflegearbeit auf eigene Kosten übernehmen (ebd.: 258). Ausbeutung spielt sich auch ab, wenn Ruheständlerinnen mit dem mehr oder weniger freiwilligen Einsatz als »Demenzpaten« ihre geringe Rente aufstocken (ebd.: 304). Und Ausbeutung wird schließlich besonders drastisch deutlich, wenn sich ungelernete osteuropäische Armutsmigrantinnen als »Sklavinnen des 21. Jahrhunderts« (ebd.: 401) bezeichnen und menschen- und arbeitsrechtlichen Vorgaben zum Trotz rund um die Uhr für Pflege-Schwerstfälle Sorge tragen müssen. »Exploitation comes home« (Folbre 1982): Bei dieser Form der Ausbeutung werden keine großen Gewinne mithilfe »produktiver« Lohnar-

beit erzielt. Stattdessen handelt es sich um eine strukturell bedingte, gleichwohl politisch aktiv beförderte Abwertung begrenzt profitabler Sorgearbeiten. Und um deren ausbeuterische Delegation an sozial verwundbare Bevölkerungsgruppen, die in der Schattenökonomie der Pflege und den eigenen vier Wänden ihre Rechte kaum einfordern können und so ein an Kosteneinsparung ausgerichtetes konservatives Pflegeregime auf eigene Kosten am Laufen halten. »Es handelt sich um begrifflich unterirdische Bedingungen, die über die Erde gehoben werden müssen.« (Negri 2017: 297) Den Nexus, dass die Last der Einen der Preis für die Aufrechterhaltung der Vorteile Anderer ist, bezeichnet einzig der Ausbeutungsbegriff. Wir sollten ihn deshalb nicht länger museal vernachlässigen.

## Literatur

- Agamben, G. 2005: Profanierungen. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Artus, I., Krause, A., Nachtwey, O., Notz, G., Reitz, T., Vellay, C., Weyand, J. 2014: Marx für SozialwissenschaftlerInnen. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Bauböck, R. 1988: Hausarbeit und Ausbeutung. Zur feministischen Kritik am Marx'schen Arbeitsbegriff. Forschungsbericht Nr. 245. Wien: Institut für höhere Studien Wien.
- Boltanski, L., Chiapello, È. 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Chibber, V. 2019: Erik Olin Wright (1947–2019). *Jacobin*, 24. Januar 2019. [www.jacobinmag.com/2019/01/erik-olin-wright-obituary-class-marxism](http://www.jacobinmag.com/2019/01/erik-olin-wright-obituary-class-marxism), letzter Aufruf 14. Februar 2019.
- Crocker, L. 1972: Marx' Concept of Exploitation. *Social Theory and Practice*. 2. Jg., Heft 2, 201–215.
- Dörre, K. 2010: Landnahme und soziale Klassen. Zur Relevanz sekundärer Ausbeutung. In H.-G. Thien (Hg.), *Klassen im Postfordismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 111–149.
- Dubet, F. 2008: Ungerechtigkeiten. Zum subjektiven Ungerechtigkeitsempfinden am Arbeitsplatz. Hamburg: Hamburger Edition.
- Folbre, N. 1982: Exploitation comes home: a critique of the Marxian theory of family labour. *Cambridge Journal of Economics*, vol. 6, no. 4, 317–329.
- Haubner, T. 2017: Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. *Laienpflege in Deutschland*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Honneth, A. 2008: »Die Überflüssigen«. Ein Gespräch zwischen Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut Wieselthaler. In H. Bude, A. Willisch (Hg.), *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 31–49.

- Jaeggi, R. 2013: Was (wenn überhaupt etwas) ist falsch am Kapitalismus? Drei Wege der Kapitalismuskritik. Working Paper Nr. 1. DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften.
- Jaeggi, R. 2016: Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Mit einem neuen Nachwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Korsch, K. 1966: Marxismus und Philosophie. Frankfurt am Main: EVA.
- Kronauer, M. 2010: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. 2. Auflage. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Lefèbvre, H. 1972: Soziologie nach Marx. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lessenich, S. 2018: Neben uns die Sintflut. Wie wir auf Kosten anderer leben. München: Piper.
- Marx, K. 1968 [1867]: Das Kapital. MEW Band 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, K. 1983 [1857/58]: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. MEW Band 42. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, K., Engels, F. 1978 [1845/46]: Die deutsche Ideologie. MEW Band 3. Berlin: Dietz Verlag.
- Negri, T. 2017: Was sind wir zu teilen bereit? Überlegungen zu einem Konzept im gegenwärtigen Interregnum. In N. Blaumer, J. Ebert, K.-D. Lehmann, A. Ströhl (Hg.), Teilen und Tauschen. Frankfurt am Main: Fischer, 290–310.
- Parkin, F. 1983: Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung. In R. Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Otto Schwartz & Co., 121–135.
- Roemer, J. 1986: Should Marxists be interested in exploitation? In J. Roemer (Hg.), Analytical Marxism. Cambridge: Cambridge University Press, 260–282.
- Rosa, H. 2013: Beschleunigung und Entfremdung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Samuelson, P.A. 1971: Understanding the Marxian Notion of Exploitation: A Summary of the So-Called Transformation Problem Between Marxian Values and Competitive Prices. *Journal of Economic Literature*, 9. Jg. Heft 2, 399–431.
- Savage, M., Devine, F., Cunningham, N., Taylor, M., Li, Y., Hjellbrekke, J., Le Roux, B., Friedman, S., Miles, A. 2013: A New Model of Social Class? Findings from the BBC's Great British Class Survey Experiment. *Sociology*, vol. 47, no. 2, 219–250.
- Schultheis, F. 2008: What's left? Von der Desorientierung zur selbstreflexiven Standortbestimmung linker Gesellschaftskritik. In R. Eickelpasch, C. Rademacher, P. Ramos-Lobato (Hg.), Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik. Wiesbaden: VS, 21–28.
- Solga, H., Powell, J., Berger, P.A. (Hg.) 2009: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Staab, P. 2014: Macht und Herrschaft in der Servicewelt. Hamburg: Hamburger Edition.
- Therborn, G. 2012: Class in the 21<sup>st</sup> century. *New Left Review*, 78. Jg., 5–29.
- Van Parijs, P. 1984: What (if anything) is intrinsically wrong with capitalism? *Philosophica*, vol. 34, no. 2, 85–102.
- Wright, E.O. 1989: *Classes*. London, New York: Verso.

## Sektionen Frauen- und Geschlechterforschung und Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie

Sektionsveranstaltung auf dem 39. DGS-Kongress »Big Data and Algorithms of Intersectionality: Grounding Critical Queer-Feminist Research in the Digital Age«

Gegenwärtige Digitalisierungsprozesse und ihre Wechselwirkungen mit intersektionalen Ansätzen der »politics of location« und »politics of difference« waren Thema der Veranstaltung in Göttingen. Die Nutzung des Internets als quasi grenzloser Raum hinterfragt einerseits Definitionen des Lokalen und Globalen, schafft aber zugleich andere Arten von Grenzen, die in der Sektionsveranstaltung diskutiert wurden. Es zeigt sich, dass die durch die Digitalisierung geschaffenen neuen Geografien nicht nur ein anderes Verständnis von Orten und Positionen erfordern, sondern ebenso von Differenz- und Identitätspolitik. Die Nutzung digitaler Medien erzeugt zudem eine unüberschaubare Menge an digitalen Informationen, die »Big Data« genannt werden. Es sind die dahinterliegenden Algorithmen, die es erlauben, die individuellen Onlineregister zu interpretieren, beispielsweise in Bezug auf Geschlecht, *race*, Fähigkeiten sowie auf den Standort, die Staatsbürgerschaft oder auch auf das Einkommen. Algorithmen werden genutzt für politische, soziale und ökonomische Entscheidungen, die Einfluss auf das Leben und die Lebensgrundlagen von Menschen und Communities haben, indem sie zum Beispiel Entscheidungen treffen, was sichtbar wird, wer einen Kredit erhält oder wer vertrauenswürdig ist oder nicht.

Insofern reproduzieren Algorithmen Machtdynamiken und ermöglichen neue Formen der Wissensproduktion, wie *Bianca Prietl* (Darmstadt) in ihrem Vortrag »The politics of datafication oder intersektionale Datenassemblagen« verdeutlichte. Prietl zeigte zunächst, dass systematische Analysen des »Zusammenspiels von Wissen, Macht und digitalen Datentechnologien« in akademischen Diskussionen noch ausstehen. Sie stellte das Konzept der Daten-Assemblagen von Rob Kitchin in das Zentrum ihrer Überlegungen, wie Datentechnologien einer geschlechtersoziologischen Machtanalyse theoretisch zugänglich gemacht werden könnten. Digitale Datentechnologien könnten so als Techniken und Verfahren der Wahrheitsfindung verstanden werden, die in gesellschaftliche Wissensapparate eingebunden sind. Diese Wissensapparate wiederum stehen in Wechselbeziehungen mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Werden diese Wissensapparate mit Rob Kitchin als Daten-Assemblagen analysiert, ist es möglich, sie auf ihre »soziokulturellen,



technisch-materiellen und politisch-ökonomischen Elemente« hin zu befragen. Als weitere theoretische Perspektiven schlägt Prietl vor, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse nach Pierre Bourdieu feldtheoretisch zu konzipieren und schließlich mit Gabriele Winker und Nina Degele intersektionalitätstheoretisch zu denken. Vor diesem Hintergrund ließen sich konkrete Praktiken im Umgang mit digitalen Datentechnologien empirisch analysieren und auf Machteffekte hin untersuchen.

*Xiaoji Song* (Rhein-Waal) verdeutlichte in ihrem Vortrag »Feminist Data in Practice: Sketching the Invisible« ebenfalls, dass Algorithmen und Big Data keine Symbole für objektives Wissen sind, und verwies auf die Komplexität und Widersprüchlichkeit in der Anwendung von Big Data. Im Anschluss an Sandra Harding und Donna Haraway legte Xiaoji Song dar, dass Daten nicht für sich selber sprächen, sondern für die Menschen und Systeme, die sie generieren und präsentieren, und dass es einen großen Unterschied mache, wie und aus welcher Perspektive die Daten gelesen werden. Hierzu stellte sie drei Ansätze vor, die feministische Anwendungen von digitalen Technologien beinhalten. Der erste Ansatz ist das von Catherine D'Ignazio und Lauren F. Klein entwickelte Konzept »Feminist Data Visualization«, das Vorschläge zur Visualisierung von Daten aus einer feministischen Perspektive enthält. Der zweite Ansatz untersucht, wie feministische, intersektionale Perspektiven in die Forschung um künstliche Intelligenz eingebracht werden können. Welche Daten sind hierfür notwendig und wie sollten diese analysiert werden? Zum Abschluss ihres Vortrags diskutierte Xiaoji Song das von Helen Hester und dem Kollektiv Laboria Cuboniks herausgegebene xenofeministische Manifest, das sich auf Shulamith Firestones Schrift »Frauenbefreiung und sexuelle Revolution« bezieht und eine Weiterführung des Cyberfeminismus darstellt. Xiaoji Songs Vortrag fokussierte insgesamt weniger auf die schädlichen Aspekte von Big Data als vielmehr die Möglichkeiten, die Big Data ebenfalls in feministischer Anwendung bieten kann, um die ansonsten unterdrückten und ignorierten Menschen, Gruppen oder Themen sichtbar zu machen.

Der anschließende Vortrag von *Isabel Paehr* (Kassel) »Materielle Gegenpraktiken zu Big Data« ging stärker auf die herrschaftsförmigen, rassifizierenden und heteronormativen Aspekte von Big Data ein. Durch die algorithmische Verschränkung von massenhaft gesammelten Daten werden vermeintlich objektive Aussagen generiert. Anhand eines eigenen Forschungsprojektes mit Metadaten von Youtube-Videos zeigte Isabel Paehr, dass

durch die verwendeten Algorithmen letztlich ein aussageloses und entkontextualisiertes Video entstand und die Menge an Daten nicht die Qualität des Ergebnisses bestimmte. Ebenfalls anhand von Beispielen verdeutlichte Isabel Paehr, wie Big Data als algorithmische Überwachungsstrukturen eingesetzt werden, zum Beispiel im Rahmen von angepassten Versicherungsbedingungen aber auch bei der Personalauswahl oder bei der Entscheidung, von welchen Rechnern aus Zugriffe auf Informationen möglich sind. Doch zugleich verwies Paehr darauf, dass Algorithmen ebenso genutzt werden können, um widerständige Technologien als materielle Gegenpraktiken zu entwickeln, jenseits von Sichtbarkeit und Statik. Denn, so Paehr, auch das »Erfinden von neuen Metaphern jenseits der Sichtbarkeit ist die Aufgabe von aktivistischen Coder\*innen«. Anhand der vorgestellten Beispiele von Tools, die die Big Data Überwachungsstrukturen unterlaufen, wurde deutlich, dass die verwendeten Strategien als nichtdiskriminierend und queer verstanden werden können. Doch auch wenn die Möglichkeit materieller Gegenpraktiken besteht, darf nicht vergessen werden, dass insbesondere privilegierte User\*innen Zugriff auf diese Technologien haben.

Die drei Vorträge der Sektionsveranstaltung beleuchteten in unterschiedlicher Weise den Einsatz von Algorithmen und Big Data. Dass neben den Herausforderungen und schädlichen Aspekten der digitalen Technologien ebenso Möglichkeiten der Aneignungen und Widerständigkeiten aus intersektionaler und queerfeministischer Perspektive diskutiert wurden, zeichnete die Sektionsveranstaltung aus. Deutlich wurde auch, dass die Sektionsveranstaltung ein erster Aufschlag für eine weitergehende Auseinandersetzung mit den Themen Digitalisierung und Big Data sowohl in der soziologischen Geschlechterforschung als auch in der soziologischen Forschung insgesamt war. Vor diesem Hintergrund war es besonders schade, dass während des Panels zeitgleich eine weitere Veranstaltung zum Thema Big Data stattfand. Hier wäre eine zeitliche Entkopplung schön gewesen.

Lisa Mense

Sektionsveranstaltung auf dem 39. Kongress der DGS »Globaler Kapitalismus ohne Geschlecht und »Race? – Theoretische Zugänge und Feministische Kritiken«

Die Veranstaltung in Göttingen widmete sich zwei Themenfeldern, die als Forschungsdesiderate der westlichen Kapitalismuskritik und -analyse identifiziert wurden. Das erste Desiderat betrifft die unzureichende Befassung mit den kolonialen und postkolonialen Dimensionen in der historischen und gegenwärtigen Konstitution des globalen Kapitalismus sowie mit deren Wechselverhältnis zu Geschlechterverhältnissen (Stichworte: Feminisierung von Arbeit und Neoextraktivismus im Kontext von »Racial Capitalism« und Landnahmen). Das zweite Desiderat besteht in einer intersektional informierten geschlechtersoziologischen Analyse der Voraussetzungen und Dynamiken der finanzmarktdominierten Formation des globalen Kapitalismus, die über eine Untersuchung der inzwischen gut erforschten Teilungen zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre hinausgehen (Stichworte: Geschlechterverhältnisse im Kontext von Finanzialisierung und Virtualisierung der Ökonomie).

Nach einer ausführlichen Einführung in die Themenspanne und die Problem- und Fragestellungen der Sektionsveranstaltung durch Alexandra Scheele machte *Sylka Scholz* (Jena) mit ihrem Beitrag »Gier ist gut?« – Erkenntnispotentiale fiktionaler Geschlechterverhältnisse in Spielfilmen über den Finanzkapitalismus« den Auftakt. Theoretisch und analytisch-konzeptionell basierte ihr Vortrag auf dem Unternehmen, Ansätze der kritischen Männlichkeitsforschung mit aktuellen Kapitalismustheorien zusammenzuführen, die bislang nur selten voneinander Notiz nehmen. Konkret verknüpfte Sylka Scholz das Konzept der »transnational business masculinity« von Connell mit dem Theorem kapitalistischer Landnahmen wie es unter anderem von Dörre ausgearbeitet wurde. Sie entwickelte ihre Analyse empirisch mittels einer wissenssoziologisch fundierten Diskursanalyse des Spielfilms »Wallstreet« (1987, Regie: Oliver Stone). Eigentlich als finanzmarktkritischer Film angelegt, zeigte Sylka Scholz anhand von ausgewählten Szenen sowie von Rezeptionsmustern, wie mit der Figur des skrupellosen Investmentbankers Gordon Gekko ein neues Leitbild hegemonialer Männlichkeit in der Entstehungszeit des finanzmarktdominierten Kapitalismus kreiert wurde. Der Vortrag legte hierbei ein besonderes Augenmerk auf die diskursive Funktion der im Film als Kontrastfolie gewählten Erosion des hegemonialen Männlichkeitsbildes des industriellen Kapitalismus. Deutlich wurde

hierbei, dass kapitalistische Krisen, Umbrüche und Transformationen wesentlich über klassendifferente Figurationen von weißer Männlichkeit repräsentiert werden, während Weiblichkeiten und nicht-weiße Männlichkeiten abwesend bleiben.

Eine Dimension des rassifizierten und vergeschlechtlichten Körpers im globalen Kapitalismus rückte im Anschluss *Susanne Schultz* (Frankfurt am Main) in den Mittelpunkt ihres Vortrags über »Global Stratified Reproduction: theoretische Zugänge und offene Fragen«. Konkret ging es hierbei um die Regulierung und Lenkung des »Kinderbekommens« – einen Begriff, den sie (bei aller bleibenden Ambivalenz) bewusst als Alternative zu demographischen und/oder biologisierenden Konzepten wie »Reproduktion« und »Gebären« wählte. Ausgangspunkt von Susanne Schultz' Beitrag war die Beobachtung, dass aktuelle Untersuchungen zum Kinderbekommen im Kontext der Geschlechterforschung auf neuere Reproduktionstechnologien und die Ausweitung von »innerer Landnahme« (zum Beispiel Leihgebären) fokussieren. Trotz erhellender Erkenntnisse bliebe die Diskussion einseitig auf einen technologischen Zugang fixiert. Susanne Schultz wählte den Begriff der globalen stratifizierten Reproduktion, um den analytischen Blick auszuweiten und sowohl für feministische als auch für post- und dekoloniale Analysen anschlussfähig zu machen. Ihre große Frage lautete, welche Macht- und Herrschaftsverhältnisse auf globaler und lokaler Ebene wirken, die manche soziale Gruppen fördern und andere davon abhalten, Kinder zu bekommen und zu betreuen. Zur Beantwortung dieser Frage diskutierte sie verschiedene theoretische Zugänge aus den Bereichen der Bio- und Bevölkerungspolitik, der kritischen Entwicklungspolitikforschung sowie der Migrationsforschung und Kapitalismusanalyse. Ein zentraler Befund ihrer Sekundäranalyse der Forschungsliteratur stellte dar, dass aktuelle Theoreme der Kapitalismusanalyse wie das Landnahmetheorem unzureichend sind, um die Dynamiken, aber auch die Grenzen einer Regulierung und Kontrolle sozialer Reproduktionsverhältnisse zu fassen. Analog zum Konzept der Autonomie der Migration arbeitete Susanne Schultz die »relative Autonomie des Kinderbekommens« heraus, die sich Versuchen der Lenkung und Stratifizierung, etwa durch anti- oder pronatalistische Politiken, auch immer wieder entzieht.

Der dritte Vortrag von Ceren Türkmen (Gießen) zu »Racial Capitalism, der ›Sommer der Migration‹ und die Krise der ›Linken‹« widmete sich aktuellen Krisendynamiken in der gesellschaftlichen Linken angesichts des Erfolges autoritär-rechtspopulistischer Parteien, rassistischer Diskurse und

Anti-Immigrationspolitiken nach dem so genannten »Sommer der Migration« im Jahre 2015. Ceren Türkmen sieht die Risse durch zwei gegenläufige Dynamiken der Politisierung aktueller sozio-ökonomischer Krisendynamiken bestimmt: Auf der einen Seite forderte die soziale Bewegung von Migrant\*innen mit ihrer Forderung nach globalen sozialen und politischen Rechten, einschließlich Bewegungsfreiheit, die »Traditionlinke« dazu auf, ihr nationalstaatlich verfasstes, postkolonial-eurozentrisches Staatsbürgerschaftskonzept zu überwinden. Andererseits übe der Rechtspopulismus aktuell Druck auf die gesellschaftliche Linke aus, indem er sich die soziale Frage nach ökonomischer Gerechtigkeit aneigne und ein klassenübergreifendes, jedoch nationalistisch begründetes Projekt formuliere, das die Interessen der so genannten Globalisierungsverlierer\*innen zu verkörpern vorgibt. Ceren Türkmen zeigte, wie in dieser historischen Situation Teile der gesellschaftlichen Linken – von der bundesdeutschen Initiative »Aufstehen« bis zu Nancy Fraser – die traditionelle Entkopplung von Klassenfrage und Rassismusanalyse aktualisieren. Eine progressive Migrationspolitik, postkoloniale Gesellschaftskritik und Antirassismus erschienen in dieser Perspektive nicht nur als außerhalb, sondern als Konkurrenzprojekte zur sozialen Gerechtigkeitspolitik. Ceren Türkmen zeigte demgegenüber Anknüpfungspunkte für eine Kapitalismusanalyse, die nicht zwischen sozialer Frage und vermeintlicher Identitätspolitik spaltet, sondern die Rassismusanalyse *als* Kapitalismusanalyse und vice versa begreift. Zugleich diskutierte sie aktuelle politische Gegenstrategien (Black Lives Matter, globale Migrationsbewegungen, Willkommensinitiativen), die eine Legitimationskrise des neoliberalen Kapitalismus artikulieren, ohne die soziale Frage gegen Kämpfe für Anerkennung und gegen Diskriminierung auszuspielen.

Mike Laufenberg

## Sektion Soziologie der Kindheit

Jahrestagung »Kinder und Kindheit in gesellschaftlichen Umbrüchen« vom 11. bis 13. Oktober 2018 in Stendal

Wie wirken sich gesellschaftliche Umbrüche auf Kindheit sowie auf kindliche Erfahrungen aus? Wie können die Sozialwissenschaften zur Analyse von gesellschaftlichen Umbrüchen beitragen, wenn sie von Kindern als sozialer Gruppe in der Gesellschaft ausgehen?

Mit der Annahme eines langfristigen Wandels von »Kindheit« hin zu einer als besonders schützenswert geltenden Lebensphase kann der Umbruchbegriff neue Erkenntnisperspektiven für deren Institutionalisierungen eröffnen. Vor diesem Hintergrund fokussierte die internationale und interdisziplinäre Tagung auf radikale, tiefgreifende und häufig gewaltsame gesellschaftliche Ereignisse im 20. und 21. Jahrhundert. Organisiert wurde sie von Claudia Dreke und Beatrice Hungerland gemeinsam mit Studierenden des BA Angewandte Kindheitswissenschaften an der Hochschule Magdeburg-Stendal.

Eine begriffliche Differenzierung von »Umbrüchen« übernahm *Erhard Stöltig* (Berlin) als erster Keynote-Sprecher. Im Vergleich von Naturkatastrophen und gesellschaftlichen Umbrüchen nahm er für beide einen langen Spannungsaufbau an, denen ein kurzfristiges Ereignis und eine Aufarbeitungsphase des Geschehenen folgten. Die Zerstörung von Normalitätserwartungen in häufig als wenig kontrollierbar erlebten Umbrüchen erforderten Neuorientierungen und die Neubildung von Begriffen und Erwartungen.

In der ersten Session zur Transformation intergenerationaler familialer Beziehungen in Umbrüchen fragte *Ekaterina Chicherina* (Wuppertal) danach, wie Kinder mit neuen (Individualisierungs-)Risiken in Kirgisistan nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 und anschließenden politischen Machtwechseln umgingen. An zwei Interviews zeigte sie unterschiedliche und geschlechterspezifische Aspirationen, die sie als familien- bzw. statusorientiert einordnete.

*Doris Bübler-Niederberger* (Wuppertal) und *Alexandra König* (Duisburg-Essen) thematisierten die nach 1989 entstandene transnationale Arbeitsmigration infolge hoher Arbeitslosigkeit am Beispiel von Müttern aus Polen, die als Pflegekräfte in Deutschland arbeiten, und deren Folgen für Kinder. Das dafür aktivierte *adaptive capital* der Familien sei von normativen Geschlechter- und Generationenmustern beeinflusst, vor allem vom *Independence Model*, dem zufolge »gute Kindheit« durch Eltern verantwortet werde.

Anschließend luden *Claudia Dreke* und *Heike Kanter* (Stendal) zu einer Diskussion über Zeichnungen geflüchteter Kinder ein, die 2015 unter der Leitung des Künstlers Dieter Mammel entstanden waren. Diskutiert wurde vor allem, welche Fragen sich an die Zeichnungen stellen ließen.

Am Freitag standen zunächst Kinder als politische Akteure im Fokus. *Ann-Kristin Kohves* (Köln) zeichnete an Eingaben der Kinder deutscher Kriegsgefangener in der DDR nach, wie diese für die Freilassung ihrer Väter eintraten, die seit 1950 als verurteilte Kriegsverbrecher galten. Dabei nahm sie eine Ambivalenz zwischen Vertrauen der Kinder in den neuen Staat und dessen Handlungsmacht und ihrem Glauben an die Unschuld der Väter an.

Welche Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten sich für Kinder als Teilnehmende der sozialen Bewegung PAH (Plattform für von Zwangsräumungen Betroffene) in Spanien eröffneten, analysierte *Sabine Hattinger-Allende* (Duisburg-Essen) an Videomaterial. Dabei machte sie auf die Ambivalenz zwischen der *Agency* von Kindern und ihrer Partizipation als politische Subjekte und ihrer – häufig unterschätzten – *vulnerability* aufmerksam.

In der folgenden Session wechselte die Perspektive hin zu Erinnerungen an Umbrüche. In ihrem Vortrag über verfolgte Kinder im Nationalsozialismus veranschaulichte *Wiebke Hiemesch* (Hildesheim), wie *child survivors* Umbrüche in »diskontinuiereten« Mustern erinnerten. Sie kontrastierten eine behütete Kindheit mit Erinnerungen an Ausschluss und Bedrohung im Zuge konkreter Ereignisse wie dem Kriegsbeginn, geprägt durch die Machtlosigkeit ihrer Eltern und flüchtige Momente eigener Handlungsfähigkeit.

Nach typischen Umbrucherfahrungen in ostdeutschen Biographien fragte *Heike Stecklum* (Stendal) am Beispiel von zwei Lebensgeschichten. Beide verwiesen auf geteilte soziale Erfahrungen, ließen jedoch zugleich individuelle Handlungs- und Deutungsmuster erkennen. Sowohl Mauerbau als auch Mauerfall, erlebt als Jugendlicher bzw. als »Wendekind«, könnten als persönliche Krise erinnert werden, die Handlungsmöglichkeiten begrenzten und eröffneten. Nach einer Postersession, auf der weitere Themen diskutiert wurden, ging es am Nachmittag um Ideal- und Gegenbilder von Kindern und Kindheit. Mit dem »Value-of-Children«-Ansatz stellte *Katerina Piro* (Mannheim) an Ego-Dokumenten dar, dass erfahrene Unsicherheit und Entbehrungen im Krieg nicht zur Aufgabe des Kinderwunsches führten. Der emotionale Wert von Kindern sei sogar trotz der propagierten Werte gestiegen und der aus »den Fugen geratenen Welt« als etwas Eigenes und Verbindendes entgegen gesetzt worden.

Im Vergleich der veröffentlichten Fotografie des toten Aylan Kurdis mit dessen Adaptionen argumentierte *Heike Kanter* (Stendal), dass Fotos ikonische Wirkungsmacht entfalten können – sowohl durch »imaginäre Gegenbilder« als auch durch Bildkompositionen, die spezifische Typen von Kindern zeichneten. Gerade in Krisenzeiten würden common-sense-Vorstellungen von Kindern besonders virulent und könnten zugleich ins Wanken geraten.

*Robert Imre* (Tampere) problematisierte in seiner Keynote eine nationalstaatlich begrenzte Sicht auf Kindheit. Dies betreffe auch Umbrüche, in denen es häufig um (nationale) Politik, Kultur und Integration ginge. Als notwendig sah er eine radikale Dekonstruktion homogenisierender sozialer Kategorisierungen. Gerade die Childhood Studies als eine Art Subdisziplin könnten vielfältige Ansätze nutzen und *provocative and ground-breaking research* betreiben.

Über die Transformation von Kindheitsperspektiven im ostdeutschen Jugendhilfesystem nach 1990 im Kontext des Institutionentransfers sprach am Samstag *Tobias Franzheld* (Jena). Am Beispiel eines Jugendamtes zeichnete er die Verhandlung kontrastierender normativer Kindheitsperspektiven – Kollektiv- und Individualerziehung – nach. Neue Kindheitsvorstellungen setzten sich demnach erst mit der Änderung selbstverständlicher Alltagspraxen institutioneller Akteure durch.

Die letzte Session widmete sich methodologischen und methodischen Fragen. In ihrer Keynote schlug *Zsuzsa Millei* (Tampere) mit Ideen aus den Memory und Childhood Studies sowie feministischen und poststrukturalistischen Theorien den Forschungsansatz des *thinking through* vor: Erwachsene sollten sich in kollektiver Erinnerungsarbeit zu Forschungsobjekten machen, zu *lived experience of becoming child and doing childhood* vordringen und so Zusammenhänge zwischen Kindheitserfahrungen und sozialen Transformationen erkennen.

Inwiefern Texte und Bilder von Kindern über die Revolution von 1917 zu Interpretationsobjekten gemacht werden könnten, fragte *Alla Salnikova* (Kasan). Trotz des Mangels an auswertbarem Material und dessen Zustandekommen unter Repressionen und Zensur plädierte sie für dessen Erforschung als Dokumente von »others« bzw. aus Kinderkulturen.

Zuletzt stellte *Christine Hunner-Kreisel* (Vechta) Ergebnisse der CUWB-Studie zum Wohlergehen von Kindern und Jugendlichen vor. Mit der Rekonstruktion von Deutungen Jugendlicher aus Aserbaidshan nahm sie an, dass Wohlergehen kontextabhängig sei – hier: *being able to move, having ones*



*own space*. Den Begriff »Umbrüche« problematisierte sie mit Verweis auf prozesshafte und miteinander verwobene globale und lokale Entwicklungen.

In den Beiträgen wurde sowohl die historische als auch die aktuelle Relevanz des Tagungsthemas deutlich. Methodologisch und methodisch bleibt unter anderem weiter zu diskutieren, wie welches textliche und visuelle Datenmaterial zum Gegenstand der Erforschung von Kindern und Kindheit in gesellschaftlichen Umbrüchen und in generationalen Verhältnissen werden kann.

Claudia Dreke, Priska Buchner und Lena Kaersten

## Sektion Wissenssoziologie

Tagung »Kommunikation an den Grenzen – Grenzen der Kommunikation?«

Der Arbeitskreis Kommunikativer Konstruktivismus am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen hatte mit Unterstützung der Sektion Wissenssoziologie WissenschaftlerInnen aus der Soziologie, der Kommunikationswissenschaft und der Kultur- und Sozialanthropologie eingeladen, um am 16. und 17. November 2018 mit den Vortragenden sowie Gästen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zu diskutieren und zu erörtern, welche Perspektiven und Möglichkeiten der Kommunikative Konstruktivismus für die interpretative Sozialforschung eröffnet und welche Anforderungen daraus für den Kommunikativen Konstruktivismus erwachsen.

Eröffnet wurde der Workshop mit einem Grußwort von Michaela Pfadenhauer. Sie ging in ihren Eröffnungsworten zur Tagung auf die Entwicklung des Kommunikativen Konstruktivismus und seine Bedeutung für ihre Arbeit als Vorsitzende der Sektion Wissenssoziologie ein und verwies dabei auf die außerordentliche Anzahl an Publikationen, die sich – sowohl skeptisch als auch weiterführend – mit dem Kommunikativen Konstruktivismus auseinandersetzen.

Die inhaltliche Einführung gab Jo Reichertz, der das Thema des Workshops vorstellte und argumentierte, dass es sinnvoll sei, Kommunikation an den Grenzen und die Grenzen der Kommunikation genauer zu untersuchen, weil sich an diesen Grenzen im Besonderen erweisen müsse, wie fruchtbar eine Sozial- und Gesellschaftstheorie ist, die das kommunikative Mit- und Gegeneinander zentral stellt. Anschließend gab Jonas Christian Eickhoff einen

Überblick über die aktuelle Situation des Kommunikativen Konstruktivismus in der deutschen Diskussion.

Nach diesen einführenden Vorträgen ging es im ersten inhaltlichen Block um »Kommunikation an den Grenzen«. Damit sind solche Arten der Verhaltensabstimmung gemeint, bei denen unklar oder strittig ist, ob von allen Beteiligten kommunikativ gehandelt wird. Unstrittig ist in solchen Fällen, dass es (Körper-)Bewegungen von allen Beteiligten gibt, die eine gewisse syntaktische (und somit soziale) Ordnung Schritt für Schritt aufbauen oder zumindest für eine gewisse Zeit schaffen. Allerdings ist in solchen Fällen unklar, ob alle Beteiligten in der Lage sind, die grundsätzlichen Voraussetzungen für kommunikatives Handeln zu erfüllen, nämlich eine Idealisierung der *Kongruenz der Relevanzsysteme* und die Idealisierung der *Austauschbarkeit der Standpunkte* vorzunehmen und vor dem Hintergrund dieser Idealisierungen das eigene Handeln zu entwerfen, zu prüfen und umzusetzen.

*Verena Keysers, Anna-Eva Nebowsky* und *Jo Reichertz* (alle Essen) diskutierten auf Basis einer Videointeraktionsanalyse die Gegebenheit des Aufbaus und der Entwicklung körperlicher Formen der Kommunikation zwischen Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen.

*Christian Meyer* (Konstanz) führte diese Argumentation weiter, als er seine von Merleau-Ponty inspirierte Konzeptualisierung von »Intercorporeality« als eine basale Möglichkeit der sozialtheoretischen Fassung körperlicher Inter-subjektivität vorstellte und mit Beispielen aus dem »Grenzland der Fremdheit« veranschaulichte, wozu auch die Kommunikation mit Geistern gehört.

*Jens Loenhoff* (Duisburg-Essen) präsentierte eine kommunikationstheoretisch-analytische Perspektive auf subsymbolische bzw. asemiotische Formen der Kommunikation und argumentierte, dass nur ein um die subsymbolische Ebene definitorisch erweiterter Kommunikationsbegriff bestimmte Grenzbereiche der Verhaltensabstimmung (wie etwa durch körperliche Einschränkungen bedingte Störungen der Kommunikation) hinreichend beschreiben und somit eine Alternative zu einem sprach- und symbolorientierten Kommunikationsbegriff darstellen könne.

*Gesa Lindemann* (Oldenburg) erläuterte in einem formallogisch argumentierenden Vortrag ihr Konzept der »sozialen Unentschiedenheitsrelation exzentrischer Positionalität«, das sich auf die Unentschiedenheit von Dividuität und Individualität in gesellschaftlicher Adressierung bezieht, zu deren Begründung sie die historische Entwicklung vom mittelalterlichen Seelenindividualismus zum aktuellen Körperindividualismus skizzierte.

*Andreas Hepp* (Bremen) stellte vor dem Hintergrund der Zeitdiagnose einer »Deep Mediatisation« die These auf, dass in Zeiten digitaler Datafizierung und algorithmenbasierter Wirklichkeitskonstruktion fraglich sei, ob diese mit Begriffen kommunikativen Handelns noch adäquat beschrieben werden könne.

Im zweiten inhaltlichen Block des Workshops ging es um die »Grenzen der Kommunikation«. Dort standen nun nicht mehr die kommunizierenden Akteure im Fokus, sondern die Frage, ob und inwiefern sachliche Gegebenheiten, also den konkret Handelnden äußerliche »Dinge« kommunizieren. Das Erspüren von Atmosphären, das Verspüren, angeblickt zu werden, oder die Enge und Weite von Räumen, die Nähe oder Ferne von Menschen – all dies bewirkt etwas und oft wird dieses Etwas kommunikativen Prozessen zugeschrieben.

*Clemens Albrecht* (Bonn) diskutierte die Frage nach den Grenzen der Kommunikation anhand des Phänomens der Atmosphäre, welches er als Realität *sui generis* betrachtet. Ein von Albrecht unter dem Begriff der »Soziopruden« gefasstes Konzept soll StudentInnen für eine differenzierte Wahrnehmung und Beschreibung von Atmosphären sensibilisieren und so zu einer sozial-intelligenten Nutzbarkeit dieser Fähigkeit schulen.

*Anna-Katharina Hornidge* (Bremen) veranschaulichte anhand umfangreicher Einblicke in ethnographisches Datenmaterial aus einem ihrer Forschungsprojekte auf einem marinen Forschungsschiff, wie durch die spezifischen räumlichen, institutionellen und strukturellen Gegebenheiten eines solchen Schiffes ein Handlungsraum entsteht, in dem sich Relevanzstrukturen verschieben, und damit eine weitreichende Veränderung kommunikativer Prozesse einhergeht.

*Hubert Knoblauch* (Berlin) ging der Frage nach, inwieweit Räume als Grundkategorie des Sozialen verstanden werden können, die sich im kommunikativen Handeln sinnhaft entfalten. Im Zuge der Klärung dieser Frage skizzierte er, wie der theoretische Ansatz des Kommunikativen Konstruktivismus so weiterentwickelt werden könnte, dass durch diesen unterschiedliche analytische Perspektiven auf (gebaute) Räume methodologisch integriert werden können.

Die Abschlussdiskussion wurde mit Kurzstatements von Peter Isenböck, Michaela Pfadenhauer und Angelika Pofperl über deren Eindrücke und Einschätzungen des Workshops eröffnet. Alle begrüßten die kon-

struktive Diskussion, gaben aber auch kritische Hinweise, die sich in Entwicklungsaufgaben des Kommunikativen Konstruktivismus übersetzen lassen.

Inhaltlich habe sich abermals gezeigt, dass sich durch die Fragerichtung des Kommunikativen Konstruktivismus die empirische Sozialforschung zu Themen der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit deutlich erweitere – so betrachte man Kommunikationsphänomene wie durch ein Elektronenmikroskop und entdecke auf diese Weise neue, zum Teil sehr kleine und unscheinbare Ausdrucksformen als Elemente von Kommunikation. Jedoch dürfe, so das einhellige Plädoyer, die Betonung des Mikro- und Nanobereichs von Interaktionen nicht in einer Ausblendung anderer Dimensionen des Sozialen bzw. in einer Unterminierung der Spezifika verschiedener Modalitäten münden – und auch die Untersuchung der Sprache sei nicht zu vernachlässigen. So könne sich der Kommunikative Konstruktivismus anhand der Berger/Luckmannschen Busmetapher als Blaupause der eigenen Situation produktiv gewahrer werden.

Jo Reichertz, Verena Keyzers, Till Sebastian Hartwig  
und Jonas Christian Eickhoff

## Ein kurzes Gespräch mit Andreas Reckwitz, Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisträger 2019

Herzlichen Glückwunsch zum Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis 2019, Herr Reckwitz. Wie erfährt man eigentlich, dass man den Preis bekommt? Klingelt kurz vor der Bekanntgabe das Telefon oder bekommt man einfach eine prosaische Email?

*Reckwitz:* Die Preisträger des Leibniz-Preises werden tatsächlich erst zwei Stunden vor der öffentlichen Bekanntgabe benachrichtigt. Es gab einen Anruf von der DFG in meinem Sekretariat und ich habe eine Mail bekommen. Das war aber auch gut so: So hatte ich zumindest etwas Zeit, die frohe Nachricht zu verarbeiten. Sie traf mich ganz unvorbereitet: Mit dem Leibniz-Preis kann man einfach nicht rechnen. Natürlich wusste ich, dass ich für den Preis vorgeschlagen war, aber das Auswahl- und Begutachtungsverfahren bei der DFG dafür ist extrem aufwändig und dauert fast ein Jahr. In dieser Zeit hatte ich den Vorschlag praktisch aus meinem Bewusstsein verdrängt. Umso größer war natürlich die Freude, als die Nachricht kam.

Nach Jens Beckert 2018 sind Sie der zweite Preisträger aus der Soziologie in den letzten Jahren. Spricht das auch für eine neue Sichtbarkeit des Fachs?

*Reckwitz:* Genauer gesagt ist es wohl die dritte Auszeichnung für einen Soziologen, seitdem der Leibniz-Preis von der DFG 1986 erstmals eingerichtet wurde. 1994 hat ihn Helmut Willke – zusammen mit Adrienne Windhoff-Héritier – bekommen, 2018 Jens Beckert und nun ich. Natürlich: Den Leibniz-Preis erhalten von Anfang an in weit überdurchschnittlichem Maße Naturwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen. Über 70 Prozent der Preisträger kommen aus diesem Bereich. Insofern ist es für Geistes- und Sozialwissenschaftler durchgängig viel schwieriger, hier erfolgreich zu sein. Trotzdem finde ich es überraschend, dass die Soziologie – auch zum Beispiel im Vergleich zur Geschichts- oder Rechtswissenschaft – bislang hier so wenig Anerkennung erhalten hat. Tatsächlich könnte man die Auszeichnung von Jens Beckert und mir so interpretieren, dass die Leistungen der Soziologie im Wissenschaftssystem mittlerweile besser gewürdigt werden. Ich vermute, dass dies besonders gelingt, wenn soziologische Erkenntnisse auch interdisziplinär verarbeitet werden können – bei Jens Beckert im Verhältnis zur Wirtschaftswissenschaft, bei mir zu den Kulturwissenschaften. Insgesamt ist das in jedem Fall eine Auszeichnung für die Soziologie insgesamt. Da können wir

ruhig – im Gegensatz zu unserer Tendenz zur kritischen Nabelschau – ein bisschen mehr Selbstbewusstsein entwickeln, finde ich.

In der Begründung der DFG werden Sie als einer der »führenden und originellsten Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart« bezeichnet. Erkennen Sie sich in dieser Beschreibung wieder? Innerhalb des Fachs wird ja durchaus auch Kritik an öffentlich stark rezipierten Gegenwartsdiagnosen geübt.

*Reckwitz:* Ich würde meine Arbeiten in den Kontext der Sozial- und Gesellschaftstheorie einerseits, der Kultursoziologie andererseits einordnen. Ich habe zunächst mit Arbeiten aus dem Bereich der Sozialtheorie begonnen, mit meiner Dissertation »Die Transformation der Kulturtheorien«. Daraus sind auch einige Aufsätze zum Thema Theorie sozialer Praktiken entstanden; ein Thema, das ich seitdem in Aufsätzen auch weiter fortgeführt habe. Dann kristallisierte sich ein zweiter Arbeitsschwerpunkt heraus: in der Gesellschaftstheorie mit »Das hybride Subjekt«, »Die Erfindung der Kreativität« und »Die Gesellschaft der Singularitäten«. Diese Arbeiten sind teilweise deutlich historisch ausgerichtet, also im Bereich der Historischen Soziologie angesiedelt und gingen im Laufe der Zeit mehr in Richtung Theorie der Spätmoderne, also Gegenwartsanalyse.

Den Begriff Gesellschaftsdiagnose würde ich selbst nicht verwenden, sondern von Gesellschaftstheorie sprechen, insbesondere in Bezug auf mein letztes Buch »Die Gesellschaft der Singularitäten« genauer von einer Theorie der spätmodernen Gesellschaft. Gegenwartsdiagnose ist kein präziser Begriff, das kann auch eine essayistische Zeitdiagnose ohne fachwissenschaftliche Verankerung sein. Für mich ist aber der theoretische Anspruch grundlegend: zentrale Strukturmerkmale und Struktur-dynamiken (spät-)moderner Gesellschaften herauszuarbeiten. Eine solche Theorie der spätmodernen Gesellschaft richtet sich in meinem Verständnis zunächst aber nicht an die Öffentlichkeit, sondern an die Soziologie selbst: und zwar gerade nicht an andere Theoretiker, sondern an die Speziellen Soziologien, wo – ob in der Arbeits-, Medien-, Wirtschafts-, Politik- oder Lebensstilsoziologie – theoretische Rahmungen als Impulse aufgenommen werden. Die Gesellschaftstheorie richtet sich zweitens an die benachbarten Disziplinen, etwa Wirtschafts- oder Geschichtswissenschaft, die häufig sehr interessiert an diesen soziologischen Theorieangeboten sind. Und schließlich ist natürlich drittens die »interessierte Öffent-

lichkeit ein Adressat. Wenn es soziologischen Arbeiten tatsächlich gelingt, diese Öffentlichkeit zu erreichen und dort Reflexionsprozesse in Gang zu setzen, ist das natürlich ein Glücksfall. Aber das ist unberechenbar, die Logik der medialen Öffentlichkeit ist eine andere als die der Wissenschaft.

Ich denke eigentlich, dass in der Soziologie niemand mehr über öffentliche Resonanz ernsthaft die Nase rümpft. Im Gegenteil: Eine Soziologie, die gar nicht öffentlich wirksam wäre, würde ihre Aufgabe als gesellschaftliche Aufklärungsinstanz glatt verfehlen. Ich glaube, da sind wir uns fast alle einig. Aber in meinem Verständnis muss auch eine solche *public sociology* immer in der Fachwissenschaft verankert sein. Das ist sicher auch das Verständnis der DFG.

In der Würdigung wird »Die Gesellschaft der Singularitäten« als eine Art gesellschaftstheoretischer Kulminationspunkt bezeichnet, in dem Ihre Arbeiten zu Subjektkulturen und zur Erfindung der Kreativität zusammenlaufen. Ist das eine Linearität, die sich auch für Sie selbst eher in der Rückschau ergibt, oder entspricht das tatsächlich dem Entwicklungsprozess?

*Reckwitz:* Aus meiner Sicht sind die drei genannten Bücher – »Das hybride Subjekt«, »Die Erfindung der Kreativität« und »Die Gesellschaft der Singularitäten« – in jedem Fall thematisch eng miteinander verbunden. Dabei haben sich die Problemstellungen Schritt für Schritt verändert. Trotzdem würde ich hier keine lineare Logik sehen. Das sind schon recht unterschiedliche Strategien, die ich in den drei Büchern verfolge, die einander eigentlich ergänzen: »Das hybride Subjekt« ist eine systematisch und vergleichend angelegte Historische Soziologie, die auf die Subjektivierungsproblematik fokussiert ist. »Die Erfindung der Kreativität« ist eine genealogische Tiefenbohrung ins moderne Kreativitätsdispositiv. »Die Gesellschaft der Singularitäten« ist das am stärksten auf die Gegenwart bezogene Buch, das auch klassische soziologische Themen wie Klassen, Arbeit, Technik, Politik mit Blick auf die Spätmoderne behandelt. Aber letztlich kann man das Verhältnis zwischen den einzelnen Arbeiten von außen möglicherweise besser beurteilen, als ich das selbst aus der Binnenperspektive kann.

Den gesellschaftstheoretischen Kern Ihrer aktuellen Arbeiten bildet ein klassentheoretisches Modell, in dem die zentrale Konfliktlinie zwischen der akademischen Mittelklasse als Trägerin der Singularisierung und der eher traditionell orientierten nichtakademischen Mittelklasse verläuft. Eingerahmt werden beide durch die Ober- und Unterklasse. Was hat Sie bewogen, zu Beginn des 21. Jahrhunderts den Begriff der Klasse so entschieden zu reaktivieren?

*Reckwitz:* Gesellschaftstheorie ist ja ein paar Jahrzehnte häufig ohne Sozialstruktur- und Klassenanalyse ausgekommen, etwa in den Arbeiten von Beck oder Castells, grundsätzlicher bei Luhmann, auch bei Habermas übrigens. Diese Abstinenz können wir uns definitiv nicht mehr leisten. Zugleich war ich unzufrieden mit dem nicht enden wollenden soziologischen Diskurs über die »Krise der Mittelschicht«. Wenn man einen klaren Schnitt zieht und gar nicht mehr von *der* Mittelschicht spricht, sondern von einer Auseinanderentwicklung zweier Segmente, der neuen und der alten Mittelklasse ausgeht, kann man hingegen viele Phänomene der Spätmoderne viel besser begreifen, vor allem die ökonomischen, kulturellen, regionalen und letztlich auch politischen Polarisierungen. Der Klassenbegriff ist hier theoretisch stärker als gängige Schichten- oder Milieubegriffe, weil er (wenn man ihn nicht rein materialistisch versteht) von vornherein die ökonomische, kulturelle und politische Ebene zusammendenkt: die kulturelle Lebensform, die Ausstattung mit Ressourcen (kulturell, ökonomisch, sozial) und die politische Dimension der ungleichen Macht- und Einflussräume der einzelnen sozialen Gruppen. Gerade im Verhältnis der neuen und alten Mittelklasse wird dabei aus meiner Sicht der Faktor »Kultur« zentral – das kulturelle Kapital, die kulturelle Form des Lebensstils und Lebensgefühls, schließlich das symbolische gesellschaftliche Spiel von Aufwertung und Entwertung. Auch die aktuellen politischen Konfliktlinien (Stichwort Liberalismus/Kosmopoliten versus Populismus/Kommunitarier) lassen sich vor dieser Hintergrundfolie sehr gut begreifen.

Ihr nächstes Buch erscheint im Herbst unter dem Titel »Das Ende der Illusionen – Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne«. Worum wird es gehen?

*Reckwitz:* Das ist ein kleines Buch, das aus einer Reihe von längeren Aufsätzen besteht, die ich neu schreibe. Hier werden einige Aspekte aus dem Singularitäts-Buch zugespitzt und weiterentwickelt: die Frage nach der kulturellen Klassenstruktur der Spätmoderne, die Transformation vom



industriellen zum kognitiven und kulturellen Kapitalismus, die Ursachen und Folgen der politischen Krise des Liberalismus, die Kulturkonflikte und die Konsequenzen einer Lebensform, die auf individuelle Selbstentfaltung setzt.

Lassen Sie uns zum Abschluss über Geld reden. Die DFG teilt zu den Leibniz-Preisen etwas vage mit, sie seien mit »bis zu« 2,5 Millionen Euro dotiert. Wir fragen jetzt nicht, wieviel Sie tatsächlich bekommen, aber uns interessiert, wozu Sie die Mittel in Zukunft einsetzen möchten. Was bedeutet das materiell für Ihre Arbeit? Was ermöglicht Ihnen der Preis?

*Reckwitz:* Als Soziologe kann man ja feststellen, dass Preise immer eine doppelte Logik haben: eine symbolische und eine ökonomische. Im Moment steht für mich die Symbolik im Vordergrund – der Leibniz-Preis hat mir doch einen ziemlichen Motivationsschub gegeben. Aber natürlich: Es gibt auch ein Preisgeld, das die DFG – im Unterschied zu manchen anderen Preisen – sehr geschickt als Forschungsförderung über sieben Jahren in der genannten Höhe und ziemlich flexibler Form bietet. Die gewachsene Motivation kann und soll also gleich in neue Forschung umgesetzt werden. Das bedeutet für mich jetzt tatsächlich den Luxus, einen Moment innezuhalten und zu überlegen, was mir für die nächsten Jahre wirklich wichtig ist und wo mir das Preisgeld dabei helfen kann. Wichtig ist mir in jedem Fall die Grundlagenforschung. Zwei Buchprojekte konkretisieren sich bei mir, ein sozialtheoretisches zur »Praxis des Sozialen« und ein kultursoziologisches zum Diskurs von »Fortschritt und Dystopie« in der Geschichte der Moderne. Ich gehe davon aus, dass mir der Preis dafür in den nächsten Jahren Zeit verschafft. Zugleich plane ich auch einiges in Richtung Ringvorlesungen, Herausgeberschaften, öffentliche Vermittlung und Internationalisierung. Aber man wird sehen. Die DFG spricht ja gerne von der »märchenhaften Freiheit« des Leibniz-Preises: Ganz so märchenhaft wird es sicher nicht, aber zumindest ein wenig von einem realen Märchen innerhalb des Universitätsbetriebs wäre ja schon sehr viel.

## Neue Kolleg-Forschungsgruppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit« an der Universität Hamburg

Im vergangenen Sommer hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) die neue Kolleg-Forschungsgruppe (KFG) »Zukünfte der Nachhaltigkeit: Modernisierung, Transformation, Kontrolle« an der Universität Hamburg bewilligt. Antragssteller und Leiter des Kollegs sind Prof. Dr. Sighard Neckel (Sprecher) und Prof. Dr. Frank Adloff. Ziel des Forschungsvorhabens ist es zu analysieren, wie sich moderne Gesellschaften verändern, wenn sie sich von unterschiedlichen Vorstellungen von Nachhaltigkeit leiten lassen. Das Forschungsvorhaben wird zunächst für vier Jahre gefördert und erhält 3,4 Millionen Euro (plus eine 22-prozentige Programmpauschale). Das Kolleg nimmt seine Arbeit im September 2019 auf.

Das Forschungsprogramm der KFG startet mit der Beobachtung, dass Nachhaltigkeit in den letzten drei Jahrzehnten zu einem Leitbegriff gesellschaftlichen Wandels geworden ist, der weltweit von Staaten, Organisationen, Unternehmen und sozialen Bewegungen als normatives Prinzip proklamiert wird. Hat Nachhaltigkeit damit die Gestalt eines unhintergehbaren Entwicklungsmodells angenommen, so werden doch ganz unterschiedliche Ziele und Zukunftsvorstellungen mit demselben Begriff der Nachhaltigkeit verbunden.

So sehen Vertreter einer »Green Economy« Nachhaltigkeit als eine künftig unabdingbare Voraussetzung wirtschaftlichen Wachstums an und setzen auf eine Modernisierung der Gesellschaft, die insbesondere die Ökonomie auf Nachhaltigkeit ausrichten soll. Kritiker ökologischer Modernisierung zielen hingegen auf eine fundamentale gesellschaftliche Transformation ab, da gerade der Zwang zum ökonomischen Wachstum als Hindernis einer nachhaltigen Entwicklung betrachtet wird. Demgegenüber steht drittens der Versuch, Probleme der Nachhaltigkeit durch eine umfassende Politik der Kontrolle zu lösen, deren Instrumente der ökologische Notstand, geschützte Enklaven für privilegierte Bevölkerungsgruppen und Maßnahmen zur Resilienzsteigerung vulnerabler Mehrheiten sind.

Mit Modernisierung, Transformation und Kontrolle sind unterschiedliche Entwicklungspfade von Nachhaltigkeit umrissen, bei denen es sich um drei Möglichkeitsräume gesellschaftlichen Wandels handelt. Sie markieren keine bereits feststehenden Entwicklungen, sondern zeigen vor allem an, welche Imaginationen von Zukunft gegenwärtig konflikthaft ausgetragen werden. Imaginationen strukturieren die Praktiken der Nachhaltigkeit, die in

gesellschaftlichen Feldern wie Politik, Wirtschaft, Zivilgesellschaft und Wissenschaft vollzogen werden. Diese Praktiken befinden sich in Interdependenzen mit vorgängigen Strukturen wie gesellschaftlichen Institutionen, materiellen Infrastrukturen und dem Erdsystem.

Anhand des theoretischen Registers von Imaginationen, Praktiken und Strukturen sollen in der Kollegforschungsgruppe die verschiedenen Zukünfte der Nachhaltigkeit in den besonderen Ausprägungen und wechselseitigen Verschränkungen von Modernisierung, Transformation und Kontrolle sozialwissenschaftlich untersucht werden.

Die hierbei verfolgte reflexive Perspektive bezieht sich auf Nachhaltigkeit nicht als per se wünschenswerte normative Leitidee, sondern nimmt eine problemorientierte und kritische Perspektive ein, die Widersprüchlichkeiten, Dilemmata und Paradoxien von Nachhaltigkeit nicht ausspart. Nachhaltigkeit dient dem Kolleg als eine soziologische Beobachtungskategorie, die Aufschluss darüber zu geben verspricht, welcher sozialökonomische Wandel sich vollzieht, welche neuartigen Konfliktlinien entstehen, welche Ungleichheiten und Hierarchien sich herausbilden, welche neuen Rechtfertigungen der gesellschaftlichen Ordnung auszumachen sind, wenn Gesellschaften Kriterien von Nachhaltigkeit in ihre Funktionsbereiche, Institutionen und kulturellen Wertmuster integrieren.

Das Programm, die Zukünfte von Nachhaltigkeit zu entschlüsseln, beabsichtigt also keine Prognostik, sondern strebt eine Gegenwartsanalyse an, deren zentrale Frage lautet, wie sich moderne Gesellschaften wandeln, wenn sie sich von verschiedenen und durchaus konfligierenden Imaginationen von Nachhaltigkeit leiten lassen.

Die (zunächst) vierjährige Laufzeit des Kollegs, das primär der Theoriebildung dient und eine diskursive Arbeitsweise verfolgt, unterteilt sich in fünf Abschnitte. Im ersten Semester wird der zentrale theoretische Begriff der Imagination ins Zentrum gerückt. Danach folgen jeweils zwei Semester zu einem der Entwicklungspfade Modernisierung, Transformation und Kontrolle, während das letzte Semester analytische Synthesen anstrebt und weiterführende Forschungsfragen entwirft. Um eine eurozentristische Perspektive zu vermeiden, bezieht die Forschungsgruppe Nachhaltigkeitsdiskurse aus Lateinamerika, Ostasien und Australien mit ein. Die Kolleg-Forschungsgruppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit« lädt hierzu internationale Fellows aus den Sozial- und Geisteswissenschaften zur forschenden Mitarbeit ein, die sich zwischen einigen Wochen und mehreren Monaten am Kolleg

aufhalten werden. Daneben existiert eine Nachwuchsgruppe aus Doktoranden und Postdocs, die sich ebenfalls der Untersuchung der drei möglichen Entwicklungspfade von Nachhaltigkeit widmet. Das Kolleg veranstaltet in regelmäßigen Abständen öffentliche Kolleg-Lectures, Workshops und Konferenzen. Ein besonderes Augenmerk wird auch auf die Vermittlung soziologischer Analysen in die breitere Öffentlichkeit im Sinne eine *public sociology* sowie auf den Kontakt mit zivilgesellschaftlichen, künstlerischen und politischen Akteuren gelegt. Nähere Informationen zum Kolleg finden sich auf der Website: [www.zukuenfte-nachhaltigkeit.uni-hamburg.de](http://www.zukuenfte-nachhaltigkeit.uni-hamburg.de).

Frank Adloff, Sighard Neckel

## Exzellenzcluster »Contestations of the Liberal Script: Weltweite Herausforderungen für liberale Demokratie und Marktwirtschaft als Ordnungsmodell«

Im Rahmen der Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder, die den Wissenschaftsstandort Deutschland nachhaltig stärken und seine internationale Wettbewerbsfähigkeit verbessern soll, ist Ende September 2018 die Entscheidung über die Auswahl der geförderten Exzellenzcluster gefallen. Zu den in Zukunft geförderten Forschungsschwerpunkten gehört das sozialwissenschaftliche Cluster »Contestations of the Liberal Script (SCRIPTS)«.

Sprecherin und Sprecher des Clusters sind Tanja Börzel (Freie Universität Berlin) und Michael Zürn (Wissenschaftszentrum Berlin/Freie Universität Berlin). Das Fach Soziologie ist an dem Cluster inhaltlich und personell mit Jürgen Gerhards und Katharina Bluhm von der Freien Universität Berlin sowie Anette Fasang, Steffen Mau und Johannes Giesecke von der Humboldt-Universität zu Berlin maßgeblich beteiligt.

Im Mittelpunkt des Clusters steht folgende Problemstellung: Nach dem Ende des Kalten Krieges schien sich die liberale Demokratie endgültig durchgesetzt zu haben. Doch 25 Jahre später befindet sich das liberale Ordnungsmodell in einer tiefen Krise. Autoritäre Machthaber und nichtstaatliche Gewaltakteure positionieren sich offensiv als Gegenspieler dieses Ordnungsmodells. Zugleich erstarken innerhalb liberaler Gesellschaften rechtspopulistische Bewegungen, die die Grundfeste der liberalen Ordnung at-

tackieren. Transnationale Netzwerke von autoritären Machthabern und Populisten verbinden diese Akteure. Der Exzellenzcluster »Contestations of the Liberal Script (SCRIPTS)« betrachtet die gegenwärtigen Kontroversen um die liberale Ordnung aus historischer, globaler und in vergleichender Perspektive. Welche Ursachen haben die aktuellen Auseinandersetzungen um das liberale Skript und wie unterscheiden sie sich von früheren Krisen? Welche Auswirkungen ergeben sich für die Demokratie und die globalen Probleme des 21. Jahrhunderts?

Am Cluster sind neben der Freien Universität Berlin die Humboldt-Universität zu Berlin, das Wissenschaftszentrum Berlin und fünf weitere Berliner Wissenschaftseinrichtungen beteiligt: die Hertie School of Governance, das Zentrum für Osteuropa- und internationale Studien, das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung, das German Institute of Global and Area Studies sowie das Leibniz-Zentrum Moderner Orient. Mit seinen unterschiedlichen Perspektiven und Methoden überbrückt das Forschungsprogramm die vorherrschende Trennung zwischen Sozialwissenschaften und Regionalstudien. Über Forschungsk Kooperationen in allen Weltregionen adressiert SCRIPTS die Vielfalt der Herausforderungen und ihre Verbindungen. Gleichzeitig setzt das Cluster auf eine enge Zusammenarbeit mit Praxisinstitutionen aus Politik und Kultur.

Jürgen Gerhards

## In memoriam Rainer Mackensen (8. Juni 1927 – 18. Dezember 2018)

1927 in Greifswald geboren, gehörte Rainer Mackensen zu jenen, die gerade noch vor Ende des Zweiten Weltkrieges eingezogen wurden und in Gefangenschaft gerieten. Beides, Kriegsende und amerikanische wie französische Gefangenschaft hinterließen, wie er selbst konstatierte, bei ihm ein Trauma: »Ich war verunsichert, und ich wollte Sicherheit. Die konnte ich mir nur noch von ›exakten wissenschaftlichen Methoden‹, von nachweisbaren, belegbaren Befunden erhoffen« (Mackensen 1998: 221). Im März 1946 kehrte er aus der Gefangenschaft zurück, holte das Abitur nach und studierte von 1946 bis 1950 zunächst in Göttingen Germanistik, Anglistik und Philosophie. Ab 1950 setzte er sein Studium in Tübingen fort. In Tübingen promovierte er schließlich 1954 über Wolfram von Eschenbachs Parzival. Noch im Dezember desselben Jahres trat er eine Assistentenstelle bei Gunther Ipsen an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund an. Damit begann ein schneller Aufstieg im Fach Soziologie und der empirischen Sozialforschung, einem Fach in dem Rainer Mackensen, wie er 1999 schrieb, selbst völliger Neuling war.

Bereits 1956 übernahm er die Abteilungsassistentenstelle und war zudem für die Aufbereitung der Berichte und Manuskripte der Abteilung verantwortlich, um diese in angemessener Form zu publizieren. Spätestens bei der Bearbeitung der »Daseinsformen der Großstadt« 1959 erkannte er die Notwendigkeit einer Einführung, eine theoretische und methodische Begründung der sozialräumlichen Analysen Ipsens, die er in der Literatur nicht finden konnte. Er machte sich selbst an die Arbeit und entwickelte eine eigene Theorie der *Industriellen Großstadt*. Schließlich griff er, wie er später wiederholt darstellte (so in Mackensen 2004), auf die sozialräumlich-analytische Stadtforschung aus der Chicagoer Tradition und die dort geprägte Humanökologie zurück, um den Dortmunder Ansatz zu begründen.

»Sozialforschung für die Praxis«, so Mackensen, sei das Gründungspatmos der Sozialforschungsstelle in Dortmund gewesen. Damit sei einhergegangen, dass man sich bis 1960 in einer interdisziplinären Phase befunden habe, »denn alle, die in der Sozialforschungsstelle tätig waren, waren ja keine ausgebildeten Soziologen, sondern waren zum Beispiel Historiker, Juristen oder auch Agrarsoziologen« (Mackensen 1999). Seine Fähigkeit, über alle disziplinären Grenzen hinweg konstruktiv zu arbeiten, hat ihn fortan ausgezeichnet. Ausgestattet mit einem Rockefeller Research Fellowship, arbeitete er ab 1960 in den USA zunächst an der Wharton School der Philadelphia

University bei Walter Isard, und lernte dort die »Methods of Regional Analysis« und den Umgang mit ENAC, dem Urmodell der ersten Elektronenrechner kennen. Er hörte dort »Urban and Regional Planning« bei Thomas Reiner und die Einführung in die Planungstheorie bei Paul Davidoff und war beeindruckt von diesen Konzepten, die es so in Deutschland nicht gab.

Es folgte der Aufenthalt an der Chicago University. In der Soziologie im engeren Sinne, hörte er in Chicago vor allem Paul Jannowitz (Industriesoziologie) und Peter Blau, doch waren Otis Dudley Duncan und Brian J.L. Berry wohl die wichtigsten Anregungen, die er aus Chicago mitnahm. Für Mackensen sollte »die offene Art der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in den USA, die zwischen Fairness gegenüber Personen und sachlicher Kritik unterscheiden konnte« (Mackensen 2001: 34) ein bleibender Eindruck und Maßstab der eigenen wissenschaftlichen Arbeit sein.

Zurück in Dortmund erhielt Mackensen 1962 seine eigene Abteilung. Er beteiligte sich an der »Regionalstudie Südostniedersachsen« der Technischen Hochschule Braunschweig und entwickelte hierfür ein Modell einer interdisziplinären Regionalanalyse, das im Wesentlichen auf den Grundlinien einer regionalen Bevölkerungsanalyse nach US-amerikanischem Vorbild beruhte. Seine Habilitation kam »mehr oder weniger zwangsläufig«, er wollte zunächst, wie er in seinen persönlichen Aufzeichnungen schrieb, das Konzept der Generativen Strukturen Hans Lindes für Westdeutschland empirisch nachweisen. Allein, das Datenmaterial hierzu erwies sich als wenig geeignet. Es wurde schließlich eine theoretisch literarische Arbeit »Demographie und Soziologie« daraus, die Grundlage seiner Siedlungs- und Bevölkerungssoziologie. Im November 1967 erhielt Rainer Mackensen die *venia legendi* für Soziologie und Bevölkerungslehre. Bereits am 23. Dezember 1967 erhielt er seinen Ruf auf den Lehrstuhl II für Soziologie an der TU Berlin.

Doch zuvor nahm Rainer Mackensen den Kongress für Bevölkerungswissenschaft in Sydney zum Anlass einer Weltreise, die ihn an zahlreiche Institute führte, die sich mit empirischer Stadt- und Bevölkerungsforschung befassten. Am eindrucksvollsten blieben wohl die Slums von Bombay und Kalkutta und die Erkenntnis, dass es deren Bewohnern dort eher gelang, ihre Existenz dank informeller Ökonomien abzusichern als in den ländlichen Herkunftsregionen, in denen sie wegen Überschwemmungen oder Dürreperioden keine Lebensbasis mehr finden konnten (Mackensen 2001: 38). Diese Erfahrungen prägten ihn in seinem Bestreben, soziale Stadtentwicklung systematisch zu fördern und führten schließlich auch zu seinem Engagement, einen Studiengang der Stadt- und Regionalplanung an der TU Berlin mit aufzubauen.

Seine Berufung in Berlin fiel in eine aufregende Zeit, den Beginn der studentischen Bewegung, und über das Jahr 1968 hinweg war auch er mehr damit als mit dem Aufbau der Soziologie an einer Technischen Universität beschäftigt. Die Fakultäten wurden in Fachbereiche umstrukturiert. Der Lehrstuhl von Rainer Mackensen wurde in das neu gegründete Institut für Stadt- und Regionalplanung überführt, dessen Direktor er zugleich war. Mackensen war maßgeblich an der Entwicklung des Studienprogramms beteiligt und folgte dabei seinem didaktischen Ideal und dem Anliegen, die Stadttheorie der Chicagoer Tradition fortzuführen und dabei insbesondere die *ökologische* Grundlegung wieder zu beleben und weiterzuführen.

Bernd Hamm und Jürgen Friedrichs hatten zwar die Chicagoer Stadttheorie mit Bezug auf Wirth und Burgess für die Stadtsoziologie aufgegriffen, doch aus der Sicht von Rainer Mackensen fehlte der Bezug zu Robert Ezra Park. Mackensen positionierte sich in Distanz zur Sozialökologie, wie sie Friedrichs und Hamm vertreten bzw. zu dieser Zeit vertreten haben aber auch zur sogenannten Wiener Schule der Humanökologie.

So erfolgreich er seine Konzepte in die Studienprogramme für Planer und Architekten integrieren konnte, so zeigte sich für ihn doch, dass es nötig sein würde, wieder ein Institut für Soziologie zu gründen, um insbesondere auch anderen Fächern ein angemessenes sozialwissenschaftliches Angebot machen zu können. Mackensen gelang es 1978, nicht nur das Institut für Soziologie wieder zu gründen, er war auch maßgeblich daran beteiligt, die Techniksoziologie am neuen Institut zu etablieren. Für das Institut war es durchaus bedeutsam, dass er dabei half, den Aufbau des Wissenschaftszentrums Berlin voranzutreiben, und 1980 Meinolf Dierkes, den ersten Präsidenten des WZBs, auch für die Techniksoziologie am Institut für Soziologie gewinnen konnte.

Nach der deutschen Wiedervereinigung musste auch die Soziologie an den nunmehr drei Universitäten in Berlin neu geregelt werden. Rainer Mackensen mischte sich in diesen Jahren nicht nur wissenschaftspolitisch in der Hochschule ein. Er vermittelte zwischen dem Regierenden Bürgermeister von Berlin, Richard von Weizsäcker, und Hausbesetzern in Kreuzberg sowie Studierenden der Stadt- und Regionalplanung, die sich für eine benutzerfreundliche Wiederherstellung der Häuser einsetzten. Er vermittelte mit Hilfe der Evangelischen Kirche von Berlin und Brandenburg und wurde von den Hausbesetzern zum Paten eines Hauses in der Mariannenstraße ernannt. Er erhielt dabei einen tiefen Einblick in den sozialen Umgang der Besetzer untereinander und beschrieb diese Erfahrung als sehr beeindruckend. Rainer Mackensen



lebte, so muss man wohl sagen, in einem beeindruckenden Netzwerk an persönlichen Kontakten innerhalb und außerhalb der Wissenschaften und Hochschulen. Zu diesem weltweiten Netzwerk gehörten auch die Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen in der damaligen Sowjetunion, Polen und Ungarn und zur chinesischen Akademie der Wissenschaften in Peking. Sein Wirken in der Evangelischen Kirche spielte hierbei immer wieder eine wichtige Rolle.

1973 wurde Rainer Mackensen in den »Wissenschaftlichen Beirat für Verkehr« berufen und war dort bis 1996 aktiv. Von 1973 bis 2007 war er Mitglied des Kuratoriums des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden. Von 1985 bis 1991 führte er zudem den Vorsitz in der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft.

Neben all diesen Aktivitäten und den Aufgaben in der Hochschulpolitik und Institutsverwaltung und seinem Engagement in akademischen Verbänden wie der Leibniz-Gesellschaft, der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler oder der DGS war Mackensen auch in der Forschung immer wieder und maßgeblich an neuen Entwicklungen beteiligt, insbesondere was die interdisziplinäre Zusammenarbeit in Forschungsverbänden anging. Nur Weniges sei hier herausgegriffen. Vor allem Zukunftsthemen standen für ihn dabei im Fokus.

Aus den 1970er Jahren steht hierfür die Arbeit mit dem Institut für Zukunftsforschung und die Aufgabe der Entwicklung eines Stadtmodells für die weitere Entwicklung West-Berlins. Als Berliner Simulationsmodell BESI ist diese Arbeit des Instituts in die Berliner Wissenschaftsgeschichte eingegangen und bildete zugleich den Vorläufer des Instituts für Zukunftsstudien und Technologiebewertung. Für Mackensen folgte das, wie er fand, reizvollste Projekt dieser Phase mit dem »Programme Europe 2000« der Europäischen Kulturstiftung.

Der Forschungsverbund Lebensraum Stadt von 1992 bis 1994 zählte zu den interdisziplinären Verbänden, die eine Reihe von Entwicklungen vorweg und diskutierten Konzepte, beispielsweise *car sharing*, die sich zwar anders, aber gleichwohl mehr und mehr realisierten.

Es folgt »Akteure beim Umweltschutz«, eine umweltsoziologische interdisziplinäre Forschungsarbeit im Forschungsverbund »Transfer eines Risikobewertungs-Systems für kontaminierte Böden in ostasiatische Rechts- und Verwaltungssysteme«, gefördert durch die Stiftung Volkswagenwerk. Die Beiträge der Soziologie und der Sozialwissenschaften zur Bearbeitung praktischer Probleme im Umweltschutz standen ebenso im Fokus wie die humanökologische Tradition seines Schaffens. Mit Bernhard Glaeser, Marina Fischer-Ko-

walski, Detlev Ipsen, Jens Dangschat, Fritz Schütze und Fritz Reusswig versammelte er Beiträge in diesem Diskurs, die für dieses Spannungsfeld Soziologie – Humanökologie stehen.

Von 2001 bis 2008 war Rainer Mackensen gemeinsam mit Jürgen Reulecke Sprecher des DFG Schwerpunktprogramms »Ursprünge, Arten und Folgen des Konstrukts »Bevölkerung« vor, im und nach dem »Dritten Reich«. Es war sein letztes großes Projekt, aus denen die beiden wichtigen Publikationen »Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik im »Dritten Reich« und »Das Konstrukt »Bevölkerung« vor, im und nach dem »Dritten Reich« hervorgingen.

Nach einem unglücklichen Sturz in seinem Haus, der leider viel zu spät entdeckt wurde, musste er sich 2009 in eine Einrichtung für betreutes Wohnen zurückziehen. Bis zu seinem Tod tat er das, was er schon immer gern getan hat, er las viel neben wissenschaftlichen Arbeiten – vor allem Kriminalromane.

Ich selbst habe Rainer Mackensen erst im Oktober 1989 kennen gelernt. Vieles aus seiner Biographie vor dieser Zeit kenne ich nur aus seinen Berichten und Erzählungen. Seine Familie hat mich dankenswerterweise seine unveröffentlichten autobiografischen Aufzeichnungen einsehen lassen. Dafür möchte ich mich hiermit ausdrücklich bedanken. Es wäre mir sicher ansonsten unmöglich gewesen, Mackensens so vielfältig mit der Soziologie und Humanökologie in Deutschland verflochtene wissenschaftliche Biografie auch nur annähernd zu skizzieren. Auch jetzt ist sie wohl noch unvollständig und vielleicht an der einen oder anderen Stelle auch subjektiv. Umso mehr wäre es wichtig, seine Biografie und sein Schaffen ausführlicher zu dokumentieren und zu erhalten.

Wolfgang Serbser

## Literatur

- Mackensen, R. 1998: Bevölkerungsfragen auf Abwegen der Wissenschaften – Zur Geschichte der Bevölkerungswissenschaft in Deutschland. Leske+Budrich: Opladen.
- Mackensen, R. 1999: Soziologie in Deutschland 1952–1992. Von der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund bis zum zweiten Institut für Soziologie an der TU in Berlin. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Mackensen, R. 2001: Aufzeichnungen. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Mackensen, R. 2004: Humanökologie: Die Entdeckung für die anwendungsorientierte Sozialforschung. In W. Serbser (Hg.), Humanökologie. Ursprünge – Trends – Zukünfte. München: oekom Verlag, 139–166.

## 100 Jahre Soziologie an der Goethe-Universität

In diesem Jahr feiert die Frankfurter Soziologie ihr 100jähriges Bestehen. Am 1. April 1919 wurde an der Goethe-Universität der erste Lehrstuhl für Soziologie an einer deutschen Universität eingerichtet und mit Franz Oppenheimer besetzt. Zusammen mit dem 1923 gegründeten Institut für Sozialforschung hat die Frankfurter Soziologie die nationale und internationale Forschungsagenda in den folgenden Jahrzehnten maßgeblich bestimmt.

Um dieses Jubiläum feierlich zu begehen, plant das Institut für Soziologie für das Sommersemester 2019 und das Wintersemester 2019/20 eine Reihe unterschiedlicher akademischer Veranstaltungen und öffentlichkeitswirksamer Formate. Den Auftakt des Jubiläums bildet eine Vortragsreihe. Diese soll im Sommersemester 2019 und im Wintersemester 2019/20 in einem regelmäßigen Turnus stattfinden. Dabei gehen die Professuren des Instituts in einem öffentlichen Vortrag auf das Jubiläum ein und zeigen die Schnittstellen der Frankfurter Tradition mit ihrer heutigen Forschungsarbeit. Begleitend zur Vortragsreihe werden Workshops, Tagungen und Gastvorträge mit thematischem Bezug zum Jubiläumsjahr angeboten, sowie die aktuellen Forschungsaktivitäten des Instituts für Soziologie vorgestellt.

Im Mittelpunkt des Jubiläumjahres steht die Festveranstaltung. Diese findet am 12. November 2019 statt und soll neben zwei Festvorträgen von international anerkannten Soziolog\_innen auch zwei Podiumsdiskussionen enthalten. Für die Festvorträge haben Jürgen Habermas und Saskia Sassen zugesagt. In der ersten Podiumsdiskussion sollen ehemalige Vertreter\_innen der Frankfurter Soziologie zu Wort kommen, um aus unterschiedlichen Perspektiven ihre Erfahrungen am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften zu schildern. Die zweite Podiumsdiskussion wird den Blick auf die Zukunft der (Frankfurter) Soziologie richten, um aktuelle Forschungsfelder und innerdisziplinäre Konfliktlinien zu diskutieren. An diesem Podium nehmen Steffen Mau und Paula-Irene Villa teil, die mit Kolleg\_innen aus Frankfurt über Entwicklungslinien und Herausforderungen des Fachs sprechen werden.

Schließlich plant das Institut die Erstellung von Videosequenzen, die an der Goethe-Universität vertretene soziologische Lehr- und Forschungsschwerpunkte anschaulich einem größeren Publikum vermitteln. Sie sollen auf der Website des Instituts verfügbar sein und über das Jubiläumsjahr hinaus zur Verfügung stehen, um die soziologischen Studiengänge bewerben.

Genauere Informationen zu den Veranstaltungen im Jubiläumsjahr sind unter der Internetadresse <https://hundertjahressoziologie.uni-frankfurt.de/> ersichtlich.

Kontakt:

Heike Langholz

Telefon: 069-798 36709

E-Mail: [langholz@soz.uni-frankfurt.de](mailto:langholz@soz.uni-frankfurt.de)

## Zwei Ferdinand-Tönnies-Werkausgaben – ein Jahrhundertprojekt

Ferdinand Tönnies (1855–1936) gilt als einer, wenn nicht gar als *der* Begründer der Soziologie in Deutschland. Früher als Georg Simmel und Max Weber hat er damit begonnen, ein eigenes soziologisches System zu entwickeln, das beansprucht, die gesamte »historische und aktuelle Kultur« bis hin zum »Geist der Neuzeit« in ihrem Sein und Werden als eine Einheit denkbar und darstellbar zu machen. »Gemeinschaft und Gesellschaft« (1887), das grundlegende Frühwerk, hat wie kein anderes Buch vor und nach ihm die sozialwissenschaftliche Diskussion beeinflusst, weit über die Grenzen der Soziologie hinaus. In den Folgejahren arbeitete Tönnies sein soziologisches System weiter aus, ergänzt durch historische und empirische Studien. Dieser über 50 Jahre andauernde Erkenntnisprozess zur Fundierung und Weiterentwicklung der Soziologie, der kaum die ihm gebührende Beachtung gefunden hat, wird gegenwärtig in zwei Werkausgaben zugänglich gemacht und dadurch leichter nachvollziehbar sein.

Bei de Gruyter in Berlin und New York erscheint zurzeit die auf 24 Bände angelegte Ferdinand-Tönnies-Gesamtausgabe (»Kieler Edition«). Sie ist chronologisch angelegt, das heißt, jeder Band repräsentiert die Schriften eines bestimmten Zeitraums, Band 7 zum Beispiel die der Jahre 1905 und 1906, untergliedert nach Monographien, Schriften und Rezensionen. Herausgeber der Reihe ist die Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft in Kiel, die zugleich das halbjährlich erscheinende »Tönnies-Forum« verlegt, das sich aktuellen Themen der Tönnies-Forschung widmet.

Bei Profil in München und Wien erscheint zeitgleich die ebenfalls auf 24 Bände angelegte Ferdinand-Tönnies-Werkausgabe (»Klagenfurter Edition«).

Sie orientiert sich am Pertinenz-Prinzip, das heißt, sie ist inhaltlich strukturiert. Die einzelnen Bände widmen sich einer bestimmten Thematik (zum Beispiel in den »Schriften zur Religion« oder in den »Schriften zum Hamburger Hafenarbeiterstreik«) bzw. einer bestimmten Person (zum Beispiel in den »Schriften zu Spinoza«). Herausgeber der Werkausgabe ist die Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle am Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung der Alpen-Adria-Universität im Rahmen ihrer Materialien-Reihe. Parallel dazu erscheint ebenfalls bei Profil die Buchreihe »Tönnies im Gespräch«, die beide Editionen mit Studienbänden begleitet und aus Sicht der Begriffsarchitektur von Tönnies deutende Bezüge zu aktuellen Gegenwartsproblemen herstellt.

Arno Bammé

## Habilitationen

Dr. Banu Çıtlak hat sich am 7. Mai 2018 an der Pädagogischen Hochschule Freiburg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Vorschulische Bildungs- und Sozialisationsbedingungen von türkeistämmigen Migrantenkindern«. Die *venia legendi* lautet Migrationssoziologie.

# Tagungen

## Die Zukunft der Arbeit

Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie vom 10. bis 12. September 2019 an der Universität Neuchâtel

Für die meisten von uns ist Arbeit Hauptquelle für Lohn und Status. Sie definiert, wer wir für uns selbst und für andere sind. Aber Arbeit verändert sich, und die sozialen und politischen Auswirkungen der entstehenden Formen von Arbeit sind unklar.

Seit den 1970er Jahren beschäftigt der Dienstleistungssektor in den wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern einen größeren Teil der Arbeitskräfte als das verarbeitende Gewerbe. Darüber hinaus ist die Zahl der Frauen in der Belegschaft drastisch gestiegen, obwohl weiterhin geschlechtsspezifische Ungleichheiten bei den Löhnen, Einstellungen, Beförderungen und Behandlungen am Arbeitsplatz bestehen. Gleichzeitig prägen die aktuellen technologischen Entwicklungen – insbesondere in der IT-Branche und in den Biowissenschaften – Arbeitsroutine und Arbeitsmärkte weltweit. Risikokapital, Start-ups und Online-Plattformen treiben zunehmend Geschäft und Innovation voran.

In diesem Kontext ergeben sich neue Möglichkeiten für kreative Menschen, die flexible Arbeitszeiten und mehr Mobilität genießen. Die technologiegetriebene »Gig Economy« bietet auch für wenig qualifizierte Arbeiter und Arbeiterinnen neue Einkommensalternativen. Dabei werden soziale Identitäten neu definiert. Aber Robotik und Automatisierung, gepaart mit wirtschaftlicher Globalisierung, führen auch dazu, dass traditionelle Arbeitsplätze der Arbeiterklasse in den reicheren Teilen der Welt allmählich verschwinden. Und die Beschäftigungsstabilität wird durch die Finanzialisierung der Wirtschaft untergraben, was sich auch auf die soziale Ungleichheit auswirkt. Befristete Arbeitsverhältnisse, unfreiwillige Teilzeitarbeit, oder

Zeitarbeitsvereinbarungen – was gemeinhin als »Nicht-Standard-Beschäftigung« bezeichnet wird – hat in vielen Bereichen gut bezahlte, sichere und dauerhafte Arbeitsplätze ersetzt. Tatsächlich hat sich die Unterscheidung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit im Zuge der digitalen Revolution zunehmend verwischt.

Diese Entwicklungen haben das Potenzial, Gesellschaften grundlegend zu verändern. Sie wirken sich auf jede Form der sozialen Organisation aus, von Familien und Haushalten bis hin zu Quartieren und Städten; von lokalen und transnationalen Gemeinschaften, sozialen Bewegungen und Nichtregierungsorganisationen, Krankenhäusern und Gesundheitsdienstleistern, bis hin zu öffentlichen Bürokratien und politischen Systemen. Viele dieser Veränderungen müssen von den Sozialwissenschaften noch gründlich analysiert werden. Wie wirken sich Forderungen nach geografischer Mobilität und Rund-um-die-Uhr-Verfügbarkeit von Fachkräften auf Paare und Familien aus? Stört das Fehlen eines stabilen Einkommens die traditionellen Strategien der Haushaltsbildung und -reproduktion? Welche psychischen und physischen Gesundheitsprobleme sind auf prekäre Lebensbedingungen zurückzuführen? Und welche Fähigkeiten sollten die Schulen der nächsten Generation von Arbeitnehmern vermitteln? Sollte beispielsweise die »Digitalisierung« der Primarschule Priorität haben?

Die Aufgabe ist dringend, weil die politischen Entscheidungsträger schlecht gerüstet erscheinen, um die gesellschaftlichen Herausforderungen anzugehen, die sich aus der Veränderung der Arbeit ergeben. Tatsächlich wirft die Verbreitung von atypischen Arbeitsplätzen neue regulatorische Fragen in Bezug auf die Rechte der Arbeitnehmerschaft, die Pflichten der Arbeitgeberschaft und die Rolle des Staates auf. Darüber hinaus fehlt es wichtigen Teilen der Erwerbsbevölkerung an territorialer Verankerung (zum Beispiel Telearbeit) und sie entziehen sich nationalen Regelungen. Auch die Sozialversicherungssysteme müssen sich anpassen, um gefährdete Gruppen wie Behinderte, ältere Menschen und Unterbeschäftigte zu schützen. Darüber hinaus schaffen Bemühungen zur Rettung von Arbeitsplätzen in der Produktion, wie beispielsweise die protektionistischen Maßnahmen von Donald Trump, geopolitische Spannungen in einer Welt, in der Nationalstaaten viel von ihrer Macht an transnationale Unternehmen verloren haben.

Mit dem Thema »Die Zukunft der Arbeit« lädt die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie die Schweizer und internationale akademische Gemeinschaft ein, über Veränderungen nachzudenken, die nicht nur die

Arbeitswelt und die Wirtschaft, sondern die Gesellschaft als Ganzes betreffen. Mit ihren methodischen Werkzeugen hat die Soziologie das Potenzial, neue Perspektiven, Konzepte, Maßnahmen und Indikatoren zu entwickeln, um die sich verändernden Realitäten der Arbeit zu erfassen. Ihre Fähigkeit, diese Herausforderung anzunehmen, wird auch die Zukunft der Soziologen und ihrer Arbeit prägen.

Für mehr Informationen wenden Sie sich bitte per E-Mail an Christian Suter, Philip Balsiger, Mihaela Nedelcu, Didier Ruedin, Jacinto Cuví, Andrei Sofronie und Christelle Chittani im lokalen Organisationskomitee: [socio.congress@unine.ch](mailto:socio.congress@unine.ch) oder besuchen Sie die Webseite des Kongresses unter [www.unine.ch/socio/sociocongress2019](http://www.unine.ch/socio/sociocongress2019).

## Gewissheit

Kongress der Sektion Wissenssoziologie vom 9. bis 11. Oktober 2019 am Institut für Soziologie der Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz)

In einer Zeit soziologischer Diagnosen von Unsicherheit, Orientierungslosigkeit, Unübersichtlichkeit oder den Chancen und Risiken individuellen Entscheidens sehen wir uns gegenwärtig nicht nur in der politischen und massenmedialen Öffentlichkeit, sondern bis in die kleinsten Einheiten des Sozialen mit der verstärkten Proklamation von Gewissheiten konfrontiert. Mit dem Anspruch jeweiliger ›Gewissheit‹ tritt hier nicht wahrheitsfähiges bzw. gesichertes Wissen auf. Es geht vielmehr um identitätsrelevante Weltansichten, Überzeugungen und nicht zuletzt auch Glaubensentscheidungen für etwas, das als maßgebend für die eigene Handlungsorientierung angenommen und gegen Widerstände sowie vor allem gegen den vermeintlich expertokratischen wissenschaftlichen Skeptizismus behauptet wird.

In Anbetracht der offenkundigen Kommunikation sogenannter ›Alternativer Fakten‹ oder ›Fake News‹ scheint die Zweckrationalität im Sinne Max Webers als immerhin eine maßgebende Richtschnur der wissenschaftlichen Wissensgenese gegenüber machtvormittelter Behauptungswillkür ins Hintertreffen zu geraten. Hinter diesem sich vor der Kulisse fortschreitender Globalisierung, Transnationalisierung und Kosmopolitisierung abspielenden Prozess könnte sich eine Umkehr von Webers Diagnose eines Übergangs von Wert- zur Zweckrationalität abzeichnen: Säkularisierte Wissens-



regimes werden in der Konfrontation mit religiösen und politischen Fundamentalismen ›relativiert und entwertet, was auf eine Rückabwicklung der Modernisierungsdynamik – von der Zweck- zu einer neuen Wertrationalität – hinauszulaufen scheint.

Vor diesem Hintergrund befasst sich der dritte Kongress der Sektion Wissenssoziologie mit ›Gewissheit‹ und greift damit ein Thema auf, das die Wissenssoziologie von jeher begleitet, ja bis in die Spitzen ihrer philosophischen Wurzeln reicht. Konstitutiv für die jüngere Wissenssoziologie bildet ›Gewissheit‹ gleichermaßen das Synonym für ›Wissen‹ wie es konträr zu ihrem weit gefassten Wissensbegriff steht. Im Spannungsfeld lebensweltlich-singulärer Gewissheit und empirisch-pluralisierter Gewissheiten will auch dieser dritte Sektionskongress Raum für wissenssoziologische Debatten und empirische wie theoretische Beiträge aus auch in disziplinärer Sicht mannigfaltigen Perspektiven eröffnen.

Für die Wissenssoziologie ist das Thema ›Gewissheit‹ mehrfach provokativ: Es erinnert an die überholte Unterscheidung von Glauben und Wissen und lenkt den Blick auf Wissen, das zwar anderen Wahrheitsbegriffen unterliegt, gleichwohl aber Orientierung zu bieten vermag. Das Thema könnte – gewollt oder auch nicht – eine Neuauflage der Diskussion um Ideologien und das Ideologiekonzept initiieren. Mit dem Aufkommen neuer Gewissheiten geht (wieder einmal) die Problematisierung der Legitimationskraft des Wissens einher, wobei weniger erkenntnistheoretische, als vielmehr gesellschaftliche Fragen sowie politische Konsequenzen im Vordergrund zu stehen scheinen.

Aus wissenssoziologischer Sicht sind viele Grundannahmen tangiert, die (neben vielem anderen) in den Arbeitskreisen der Sektion Wissenssoziologie verhandelt werden und dementsprechend beim Kongress – im Rahmen einzelner Panels der Arbeitskreise – zum Thema gemacht werden:

- Faken, Fälschen, Fingieren: Bewertungssoziologische Analysen zur Gewissheit des Scheinbaren
- Fraglosigkeiten in Frage stellen – Herausforderungen der ethnographischen Erkundung kulturtypischer Konstruktionen von Gewissheit
- Soziologie und Phänomenologie der Gewissheit: Zur Konstruktion (politisch-)sozialer und zur Konstitution lebensweltlicher Gewissheiten
- Die Dummheit künstlicher Intelligenz – zu Wissen und Gewissheit artifizierlicher Kognitionssysteme

- Braucht Wissenschaft Gewissheit? Paradigmatische Herausforderungen in einer globalen und pluralen (Wissenschafts-)Welt
- Gewissheiten in Zeiten der (Post-)Demokratie?
- Die kommunikative Konstruktion von (Un-)Gewissheit. Oder: Über den Um- und Rückbau der institutionellen Ordnung des Polizierens im Kontext breiterer Governance-Trends
- Bildmacht: Visualisierungen von Evidenz
- »An Auschwitz scheitert jede Gewissheit.« Wissenssoziologische Perspektiven auf die Möglichkeit einer skeptischen Erinnerungspolitik
- Praktische Gewissheit artikulieren? Zur (methodischen) Paradoxie eines rekonstruktiven Zugangs zum praktischen, impliziten bzw. habituellen Wissen
- Sprachhandeln und Gewissheit. Die Sprache des Nicht-Sprachlichen: Eine Diskussion der inferenziellen Semantik
- Neutrale Dritte in Interaktion(en)
- »Das steht so im Protokoll!« Die organisationale Produktion von Gewissheit
- Expert/innen und Expertisen der Gewissheit
- Zur Konfrontation begründeter Expertisen mit unbegründeten Gewissheiten von Laien

Weitere Information finden Sie auf der Kongresshomepage [www.uni-koblenz-landau.de/de/koblenz/fb1/institut-soziologie/wissoz3](http://www.uni-koblenz-landau.de/de/koblenz/fb1/institut-soziologie/wissoz3) und beim lokalen Organisator

Oliver Dimbath

E-Mail: [dimbath@uni-koblenz.de](mailto:dimbath@uni-koblenz.de)

## Causal Mechanisms in the Analysis of Social Policy Dynamics

Konferenz am 7. und 8. November 2019, Haus der Wissenschaft, Bremen

Aktuelle theoretische und methodische Entwicklungen in den Sozialwissenschaften fließen in den Ansatz der »mechanism-based explanation« ein. Ausgehend von verschiedenen Disziplinen wie der analytischen Soziologie, der politischen Soziologie, der vergleichenden historischen Analyse und der qua-

litativen Forschung in der Politikwissenschaft betonen mechanismenbasierte Ansätze, dass Phänomene nicht vollständig durch Korrelationen zwischen Variablen erklärt werden können: Kausalmechanismen sind die »Strippen und Zahnräder«, auf die Wissenschaftler stoßen, wenn sie die *black box* der Korrelationen öffnen.

Trotz der wachsenden Literatur zu diesem Thema konnten zwei Defizite bisher nicht behoben werden:

1. Es gibt keine überzeugende Zusammenstellung von Mechanismen, die soziale und politische Prozesse vorantreiben. Frühere Vorschläge für eine umfassende Liste von Mechanismen sammeln Elemente auf sehr unterschiedlichen Maßstäben und Ebenen. Es gibt kein einheitliches Verständnis davon, welcher Ebene (Mikro-, Meso-, Makro-) Mechanismen zugeordnet werden sollten und welche Merkmale ein Mechanismus aufweisen sollte, um als solcher zu gelten.
2. Es fehlt auch an einer systematischen Anwendung mechanismusbasierter Ansätze auf ein ganzes Politikfeld. Bisher wurden mechanismenbasierte Ansätze vor allem in Einzelfällen oder vergleichenden Fallstudien mit begrenztem Umfang und Reichweite eingesetzt. Die Anwendung eines mechanismenbasierten Ansatzes zur Untersuchung der transnationalen Dynamik eines gesamten Politikfeldes könnte ein entscheidender Test für die Fruchtbarkeit mechanismenbasierter Ansätze sein.

Diese Konferenz soll die Diskussion über die Charakteristika kausaler Mechanismen anregen und eine engere Verbindung zwischen diesen Konzepten und der Untersuchung sozialpolitischer Entwicklungen herstellen.

Bisher bestätigte Referenten: Renate Mayntz (Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung), James Mahoney (Northwestern University), Peter Starke (University of Southern Denmark).

Die Konferenz wird organisiert von Frank Nullmeier, Delia González de Reufels, Klaus Schlichte, Johanna Kuhlmann. Nähere Informationen finden Sie auf der homepage des SFB 1342: Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik unter [www.socialpolicydynamics.de/veranstaltungen](http://www.socialpolicydynamics.de/veranstaltungen).

## **Jörg Strübing** **Soziologie in kriegerischen Zeiten**

Anknüpfend an bisherige Debatte in diese Zeitschrift rekonstruiert der Beitrag unter Bezug auf eine soziologiegeschichtliche Studie von Anne Rawls die Entstehung und Persistenz eines pejorativen Narrativs über qualitative Sozialforschung und das begleitende Theoriearsenal. Insbesondere wird herausgearbeitet, wie in zentralen Statements von Protagonist\*innen der Akademie-Gründung dieses aus den USA des zweiten Weltkriegs stammende Narrativ bedient und damit fortgeschrieben wird. Der Autor betont dagegen, dass für einen fruchtbaren Diskurs im Fach die wechselseitige Anerkennung der Dignität der opponierenden Sprecher\*innenposition unabdingbar ist.

The paper picks up on recent discussions in this journal about the role of methods and theory in sociology, the various divides between quantitative and qualitative research, and the dispute over unified science vs. multi-perspectivity in theory and methods. Relying on a study by Anne Rawls the argument is especially focusing on the parallels between a pejorative narrative about qualitative methods and interactionist theory from the times of WW II and the rhetoric recently used in arguing for the split-off of a so-called *Akademie für Soziologie*. The obvious is suggested: A fruitful debate requires all participants to respectfully acknowledge the scientific and personal dignity of their opponents.

## **Thomas Scheffer, Robert Schmidt** **Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme**

Unser Beitrag fasst die gegenwärtigen Konflikte in der Soziologie nicht als Wiederaufflammen des Methodenstreits, sondern als eine Zuspitzung der Auseinandersetzungen um die Multiparadigmatik des Faches. Wir beschreiben Soziologie dabei als ein gesellschaftliches Vermögen zur Analyse und Bearbeitung sozialer Probleme. Die Kapazität des Faches wird durch drängende existentielle Fragen herausgefordert und auf die Probe gestellt. Es bewährt sich eher dort, so unsere These, wo es seine Vielfältigkeit kultiviert und für außerfachliche Formen problemgetriebenen Soziologierens empfänglich ist. In hegemonialen, szientistischen Konstellationen drohen dagegen nötige Kapazitäten zu verkümmern. Blockiert werden diese auch, wo sich die Apparate der Sozialforschung dominierenden institutionellen Problemverdrängungen angleichen. Der Beitrag kontrastiert verschiedene Konstellationen der zentralen Paradigmen und lotet aus, wie diese die wechselwirkenden existentiellen Problemkomplexe (des-)artikulieren.

Our contribution grasps current conflicts in sociology not as the resurgence of the old dispute over method, but as a culminating fight over its multi-paradigmatic consensus. We take sociology here as a societal property to analyse and tackle social problems. The capacity of sociology is challenged by currently pressing existential problems. It may rather match those challenges, when cultivating its diversity and by integrating problem-informed sociologies from outside the discipline. On the contrary, in hegemonic and purely science driven constellations sociology may lose relevant capacities. The same applies where sociology merely copies problem-neglecting tendencies of dominant institutions. The article contrasts various disciplinary constellations of the main sociological paradigms and estimates their respective (in-)ability to articulate the cross-cumulative existential problem complexes.

**Markus Holzinger**

**Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«?**

Aktuell wird innerhalb der Soziologie erneut über den adäquaten Umgang mit dem Thema »Kolonialismus« debattiert. In einer kürzlich erschienen E-Mail Debatte (SOZIOLOGIE, Heft 4, 2018) wird das Pro und Contra einer Neukonzeption eines »neuen« postkolonialen »turns« verhandelt. Der vorliegende Beitrag zeigt zunächst, dass angesichts der stark expandierenden Forschungslage zum Thema »Kolonialismus« von einem neuen »postkolonialen turn« nicht allzu viele neuen Erkenntnisse zu erwarten sind. Bekanntlich ist Recherche der natürliche Feind der Pointe. Dass das übergeordnete Projekt einer »Eurozentrismus-Kritik« dennoch intensiviert und weiter geführt werden sollte – auch unabhängig von Phänomen des »Kolonialismus«, der ja nur ein Teilproblem in diesem Kontext darstellt –, so lautet das abschließende Argument –, steht dennoch außer Frage, insbesondere, wenn man die Beharrlichkeit gewisser »gefährlicher Prozessbegriffe« (Hans Joas) der Modernisierungstheorie betrachtet, die in bestimmten Teilen der deutschen Soziologie nach wie vor en vogue sind.

Within sociology a debate has been reignited recently about an adequate dealing with »colonialism« in general. In an e-mail debate (SOZIOLOGIE, no. 4, 2018), the pros and cons of a reconception regarding a »new« postcolonial »turn« are being discussed. This article shows that, considering the vigorously expanding state of research concerning »colonialism«, wholly innovative insights into the topic cannot be expected to begin with. The overarching project of uncovering eurocentrism, unquestionably, has to be intensified nonetheless – independent of the phenomenon of »colonialism«, which merely poses as a fraction of the problem at hand. Particularly, if the perseverance of certain »perilous progress-concepts« (Hans Joas) of Modernization Theory is taken into account, which remain in vogue in certain parts of German sociology to this day.

**Elena Höpfner**

## **Die Bedeutung der Dinge auf der Flucht**

Wieso trägt ein erwachsener, geflüchteter Mann aus Afghanistan seit 13 Jahren seinen holländischen Kinderausweis mit sich? Und wieso hat eine geflüchtete Frau aus Dagestan eine einzige Jeans neben vielen langen Röcken in ihrem Kleiderschrank hängen? Diese Fragen, die ich im Rahmen dieses Beitrags beantworten werde, sind zwei von vielen Fragen, die ich mir im Herbst 2015 während meiner Feldforschung in einer Berliner Notunterkunft stellte. Durch Gespräche mit geflüchteten Menschen über ihre persönlichen Gegenstände bekam ich Einblick in ihre individuellen Fluchtgeschichten. Ob als narrative Impulse in den Interviews selbst oder als wichtige Bestandteile individueller Fluchtstrategien – persönliche Dinge erwiesen sich als wichtige Schlüssel für den Zugang zu Fluchterfahrungen sowie zur Ergründung des Phänomens Flucht.

Why has an adult refugee from Afghanistan been carrying his old child ID card around for 13 years? And why does a single pair of jeans hang next to many long skirts in the wardrobe of a fled woman from Dagestan? These questions, which I will answer in this article, are two of many questions I asked myself during my field work in a Berlin refugee camp in autumn 2015. Through conversations with refugees about their personal belongings, I got an insight into their individual stories of flight. Whether as narrative impulses in the interviews or as important components of individual escape strategies – personal things proved to be important keys to flight experiences as well as to the exploration of the phenomenon of flight.

**Tine Haubner**

## **Das Glück der Starken und die Not der Schwachen**

Der Soziologie mangelt es an einem klaren Ausbeutungsbegriff: Der Ausbeutungsbegriff, einstiges Herzstück der Sozialkritik, ist seit den 1980er Jahren aus den Sozialwissenschaften verschwunden und fristet seither lediglich als Empörungsmetapher ein Schattendasein. Dass sich die Soziologie um sein unbequemes Erbe vergleichsweise wenig gekümmert hat, liegt aber vielmehr in der engstirnigen Rezeption des Begriffes als in seiner mangelnden soziologischen Tauglichkeit begründet. Weil nur Ausbeutung eine spezifische soziale Beziehung bezeichnet, bei der sich Akteure einseitig Vorteile durch die Nutzung des Arbeitsvermögens anderer Akteure verschaffen, ist es an der Zeit, den Begriff aus seiner Versenkung zu befreien und ins soziologische Gedächtnis zurückzurufen. Dies ist umso dringlicher als sich Ausbeutungsprozesse gegenwärtig vor unser aller Augen, etwa bei der Pflegearbeit in den eigenen vier Wänden abspielen.

Sociology lacks a clear concept of exploitation: The concept of exploitation, once at the heart of social critique, disappeared from social science by the 1980s. Ever since, it leads only a diminished life as a metaphor of outrage. The fact that sociology as a discipline has not contributed a great deal to the uncomfortable heritage of the concept cannot be rooted in its sociological incapacity but rather in its narrow reception. But only exploitation defines a social relationship wherein one actor takes advantage by appropriating the labor power of another. That is why the concept of exploitation is worth to be sociologically recovered. Finally, this is even more urgent as exploitation occurs right in front of our eyes, within the context of care work done in our own four walls.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

**Fußnoten** nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

**Literaturhinweise im Text** durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

*Mehrere Titel pro AutorIn* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

**Literaturliste am Schluss des Manuskriptes:** Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

*Bücher:* Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Zeitschriftenbeiträge:* Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

*Beiträge aus Sammelbänden:* Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung



# Wenn alles anders wird

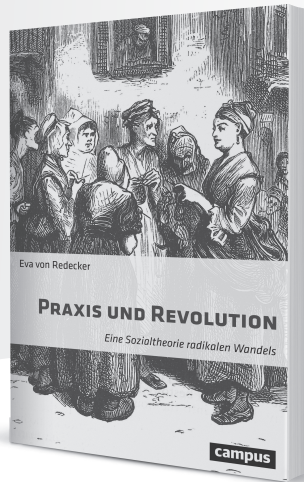
Eva von Redecker

## **Praxis und Revolution**

Eine Sozialtheorie  
radikalen Wandels

2018. 295 Seiten. € 29,95

ISBN 978-3-593-50946-4



Gibt es einen Zusammenhang zwischen zäher Alltagspraxis und großer Umwälzung? Unter welchen Bedingungen können kleine Veränderungen revolutionäre Ausmaße annehmen und an welche Grenzen stoßen sie? Eva von Redecker plädiert vor dem Panorama ausgewählter Literaturbeispiele dafür, dem Revolutionsbegriff eine neue Gestalt zu geben. Radikaler Wandel wird in diesem Buch sozialtheoretisch erschlossen und als langwieriger Übertragungsprozess verständlich, in dem Gegenstand und Antrieb der Veränderung in eins fallen: in Praxis.



[campus.de](http://campus.de)

**campus**

Frankfurt. New York



Anja Röcke / Erika Alleweldt / Maria Keil (Hrsg.)

## Soziale Ungleichheit der Lebensführung

Wirtschaft, Gesellschaft und Lebensführung im 21. Jahrhundert  
2019, 220 Seiten, broschiert, € 29,95; ISBN 978-3-7799-3755-5  
Auch als **E-Book** erhältlich

Milliardäre, Bürgertum, Mittelschicht – wie hängen Lebensführung und soziale Ungleichheit zusammen? Gezeigt wird ein Spannungsfeld zwischen Sozialstruktur und Kultur sowie Selbst- und Fremdbestimmung.



Thomas Klatetzki

## Narrative Praktiken

Die Bearbeitung sozialer Probleme in den Organisationen der  
Kinder- und Jugendhilfe

2019, 246 Seiten, broschiert, € 29,95; ISBN 978-3-7799-6008-9  
Auch als **E-Book** erhältlich

In diesem Buch wird der Ansatz der „Narrativen Praktiken“ zunächst theoretisch erläutert und dann anhand von Fallbeispielen illustriert. Es wendet sich gleichermaßen an praktisch interessierte TheoretikerInnen und theoretisch interessierte PraktikerInnen.



Dirk vom Lehn

## Ethnomethodologische Interaktionsanalyse

Videodaten analysieren und die  
Organisation von Handlungen darstellen

Standards standardisierter und nichtstandardisierter  
Sozialforschung, 2018, 136 Seiten, broschiert, € 14,95  
ISBN 978-3-7799-3814-9; Auch als **E-Book** erhältlich

Dieses Buch stellt die ethnomethodologische Interaktionsanalyse vor. Es erläutert die Prinzipien der Ethnomethodologie und führt die Interaktionsanalyse auf Basis von Videodaten an einem Beispiel vor.